Von Lüneburg bis Langensalza.

Erinnerungen eines hannoverschen Infanteristen.

Zweite ergänzte und vermehrte Auflage.

Mit den Bildnissen der bei Langensalza gefallenen hannoverschen Officiere und Unterofficiere.

Carl Schünemann, Bremen.
1895.

Inhalt.

Vorwort zur ersten Auflage.

Mehr als fünfundzwanzig Jahre sind seit jener Zeit verflossen, als sich die Begebenheiten zutrugen, welche ich auf den nachstehenden Blättern schilderte. Blicke ich aus dem Gewoge und Getriebe des mich heute umrauschenden Lebens zu jenen Erlebnissen der Jugend zurück, so möchte ich oft glauben, es wäre jene Zeit, die doch so unendlich anders war als die heutige Zeit, nie gewesen. Aber um so mächtiger und klarer steigt dann das Bild der Vergangenheit vor mir herauf, bis in die kleinsten Einzelheiten vermag ich es zu durchschauen und kaum bedarf es eines Blickes auf das vor mir liegende vergilbte Schreibheft, worin ich in kurzen Worten einst das Wichtigste von dem verzeichnete, was ich als hannoverscher Soldat im alten Lüneburg, sowie auf dem mir unvergeßlichen Zuge nach Langensalza sah und erlebte.

Wenn ich mich in meinen Schilderungen nicht damit begnügte, lediglich Das wieder zu erzählen, was ein allgemeines historisches Interesse haben könnte, vielmehr Dinge, Zustände und Begebenheiten ganz nach dem Eindrucke schilderte, den ich seiner Zeit davon empfangen habe, so glaube ich dazu eine gewisse Berechtigung zu haben. Ich verfolge mit meiner

Erzählung nicht den Zweck, Beiträge zur Geschichtsschreibung zu liefern — denn das wird jeder Officier, dem seine Stellung einen Ueberblick über die Verhältnisse gewährte, hundertmal besser können: ich will lediglich schildern, wie es einem hannoverschen Soldaten, der mit dem Gewehr in der Hand in Reih und Glied stand, in jenen Tagen ums Herz war. Es mag mir dabei verziehen werden, wenn ich in meinen Erinnerungen hie und da von der eigentlichen Sache abschweife und Fernerliegendes in den Kreis meiner Betrachtungen ziehe oder auch auf Vorhergeschehenes zurückgreife. Wie der Strom, wenn wir ihn aufwärts bis zu seinen ursprünglichen Anfängen verfolgen, sich in kleinere und größere Zuflüsse, Bäche und Quellen auflöst, so auch entstand aus mancherlei Nebensächlichem, aus dem Kleinen und vielfach Unbedeutenden heraus das Gesammtbild der Stimmungen und Eindrücke, das ich dem gütigen Leser auf den nachfolgenden Blättern möglichst getreu und wahr vor Augen zu führen mich bemühte.

Der Verfasser.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Nach kaum erfolgtem Ablauf eines Jahres ist es meinem Herrn Verleger möglich, schon eine zweite Auflage meines Büchleins „Von Lüneburg bis Langensalza" erscheinen zu lassen. Indem ich mich, angesichts dieses außergewöhnlichen Erfolges, dem freudigen Bewußtsein hingebe, in vielen Herzen eine verwandte Saite berührt zu haben, sage ich gleichzeitig allen Denen, die meiner Schrift eine wohlwollende Aufnahme gewährten, an dieser Stelle meinen herzlichsten Dank. In erster Linie gilt dieser Dank den zahlreichen Anerkennungsschreiben, die mir theils durch Vermittelung meines Herrn Verlegers, theils von anderer Seite zugingen. Mehrfach war in diesen Zuschriften der Wunsch ausgesprochen, daß ich auch eine Schilderung meiner Erlebnisse aus dem siebziger Feldzuge der Oeffentlichkeit übergeben möge. So Gott will, hoffe ich diesen Wunsch im nächsten Jahre erfüllen zu können.

Die jetzt vorliegende zweite Auflage konnte durch einen Anhang, welcher die Abbildungen der gefallenen hannoverschen Officiere und Unterofficiere, sowie eine Liste der gefallenen Officiere und Mannschaften und außerdem allerlei ergänzende Anmerkungen enthält, vermehrt werden. Möge sie eine gleiche wohlwollende Aufnahme finden, wie die voraufgegangene erste Auflage.

Der Verfasser.

1.

Jugenderinnerungen.

In einem einsam gelegenen Dorfe der Heide, im Hause meiner Großeltern, verlebte ich meine früheste Jugend, die Zeit von meinem vierten bis zum fünfzehnten Lebensjahre. Mein Großvater war Lehrer des Ortes. Schon frühzeitig traten Wißbegierde und der Drang nach Ausbildung bei mir hervor. Soviel mein Großvater dies bei seinem anstrengenden Beruf — er hatte nicht selten 110—120 Kinder in seiner Klasse zu unterrichten — ermöglichen konnte, suchte er mein Bestreben durch Privatunterricht, den er mir namentlich in den langen Winterabenden ertheilte, zu fördern; im Uebrigen mußten Bücher aushelfen, die ich theils in der bescheidenen Büchersammlung meines würdigen Erziehers vorfand, theils bei verschiedenen Bewohnern des Dorfes zusammenborgte. Fast kein Haus des ziemlich großen Ortes blieb von meinen Fahndungen auf Bücher und lesbare Gegenstände verschont; meistens bestand aber die Ausbeute nur in alten Kalendern und Volksbüchern. Von letzteren erinnere ich mich noch der Geschichten von Eulenspiegel, von der schönen Magelone, von dem Ritter Peter mit den silbernen Schlüsseln, von den vier Haimonskindern, vom gehörnten Siegfried, von der unschuldig verstoßenen Genoveva u. a. m. Einigemale gerieth auch ein Jahrgang des in den vierziger Jahren von W. Schröder herausgegebenen Hannoverschen Volksblattes in meine Hände; hier waren es die Schilderungen hannoverscher Kriegszüge und der Abenteuer hannoverscher Soldaten, die mich ganz besonders anzogen. Auch durch Erzählungen alter Leute im Dorfe, die die Zeit der französischen Besitznahme im Anfange dieses Jahr-

hunderts noch mit erlebten, wußte ich mir Kenntniß von den damaligen kriegerischen Ereignissen zu verschaffen.

Es lebten noch zwei alte „Waterlooer“ im Dorfe, deren einer unser nächster Nachbar war. Er hatte im Landwehrbataillon Verden gedient und bei Quatrebras und Waterloo mitgekämpft. Ich besuchte den alten Vater Hans Jürgen W. — im Dorfe wurde er der Sitte gemäß nach dem Hausnamen „Köster's Vader“ genannt — sehr oft in seinem kleinen ärmlichen Altentheilsstübchen, das er mit seiner auch schon betagten Ehegenossin bewohnte. Er saß dann mit dem Strickstrumpf von grober Wolle in der Hand auf einem mit gespaltenen Weidenruthen beflochtenen Eichenstuhl, einem Hausgeräth, welches er, wie manche andere Gegenstände in seiner Wohnung, mit eigener Hand angefertigt hatte und welches zwar dem Aeußern nach gerade nicht viel Kunst- und Stilgemäßes verrieth, dafür aber wieder den Eindruck großer Dauerhaftigkeit und Widerstandsfähigkeit machte und somit zu der knorrigen und zähen Figur des alten Waterloomannes vortrefflich paßte.

Während „Köster's Vader“ erzählte, sah er grade vor sich weg oder auch auf die Arbeit, welche er in den Händen hielt, und unaufhörlich wickelte sich der grobe Wollenfaden von dem Knäuel ab, welches dem Alten auf der Brust an einem an der Jacke befestigten Messinghaken hing. Er wandte bei seinen Erzählungen nicht die geringsten rednerischen Kunstfertigkeiten oder Gesten an, wie man sie selbst bei Erzählern aus dem Volke häufig findet, kaum daß die Stimme sich hier und da hob und etwas lebhafter wurde — und doch, wie wirksam waren die einfachen Schilderungen der blutigen Kämpfe in jenen ruhmreichen Tagen von Quatrebras und Waterloo. Man sah ihn deutlich vor Augen, den braven Major Christoph von der Decken - von seinen Leuten „de ole Christawer“ genannt — wie er bei Waterloo, im heftigsten Feuer ruhig seine kurze Pfeife rauchend, mitten im Carré hielt und vom Pferde herab die junge, des Kampfes ungewohnte Mannschaft in plattdeutscher Sprache und unter allerlei humoristischen Redewendungen zum Widerstande gegen die unaufhörlich anstürmenden französischen Cavalleriemassen anfeuerte. Und dann die weiteren Einzelheiten des gewaltigen Kampfes, die verheerende Wirkung des französischen Artilleriefeuers, das Hin- und Herwogen der Schlacht, das Gestöhn der Sterbenden und Verwundeten, der Angriff der Kaisergarde, die sich gegen 7 Uhr

Abends, eine gewaltige verderbendrohende Colonne, auf die englisch-hannoversche Stellung warf, auf 50 Schritt mit einer vernichtenden Salve empfangen und dann mit dem Bajonett angegriffen, durchbrochen und über den Haufen geworfen wurde; die Schilderung von der Flucht jener stolzen, sieggewohnten Krieger, von dem Angriff der auf der ganzen Linie unter betäubendem, vieltausendstimmigem Victoria- und Hurrahgeschrei vorrückenden Engländer und Hannoveraner — das Alles machte auf mich, der ich den Worten des Alten mit fast athemloser Spannung horchte, einen unauslöschlichen Eindruck und nicht müde wurde ich, mir von ihm immer wieder auf's Neue „von Waterloo" erzählen zu lassen. Da ich, wie er wußte, stets ein dankbarer und aufmerksamer Zuhörer war, so brauchte ich ihn niemals lange zu bitten.

Die würdige Ehehälfte des alten Invaliden, bei welcher leider eine gleiche Begeisterung für alte Kriegsgeschichten nicht vorhanden zu sein schien, pflegte jedoch oft Einspruch zu erheben, „Gott, Vader," sagte sie dann wohl, „wullt Du all wedder von Din Kriegerreisen vertellen? Wat däst Du da na Waterloo henn to lopen? Harrst dor wegbliewen schöllt, denn harrn de Franzosen Di ok nich dör dat Been schaten!"

„Ol dumme Wiew," brauste dann der Alte auf, „kann mi argern öwer so'n mallen Snack! Harrn wi Bunnepart bi Waterloo nich den Paß verleggt, denn harr't ja Dütschland mitsammts Hannoverland in Ewigkeit slecht gahn! Weeßt doch good genoog, wat de Musjöhs hier hus't hebbt, as se hier wören."

Nach solcher Unterbrechung wurde dann der Faden der Erzählung wieder aufgenommen und für dieses Mal blieben wir von weiterer Störung verschont.

Der alte Invalide ist längst dahingegangen, seit fünfundzwanzig Jahren ruht er schon mit seinem braven vaterlandsgetreuen Herzen in kühler Erde, Niemand weiß mehr die Stätte, wo er begraben liegt, und das Haus, worin er wohnte, ist vor Jahren abgebrochen; aber dennoch lebt er in meinen Erinnerungen fort und noch oft sehe ich ihn im Geiste vor mir, wie einst in seiner dürftigen Behausung, oder ich sehe ihn in der kleinen Dorfkirche auf gewohntem Platze, wo er allsonntäglich zu sitzen pflegte in verschlissenem, ärmlichem Gewande zwar, aber mit der silbernen Waterloo-Medaille am blau-rothen Bande auf der Brust. Friede seinem Staube und Ehre seinem Andenken!

Noch andere alte Veteranen, von der Göhrde und Waterloo, lernte ich in meiner Jugend kennen, ja sogar ein alter Legionär war darunter, der die Feldzüge in Spanien und Portugal mitmachte. Sie alle trugen durch ihre Erzählungen dazu bei, daß das Vaterlandsgefühl in mir mächtig erstarkte und später in meinem ganzen Lebensgange stets eine vorherrschende Stellung behauptete. Als ich daher in meinem 15. Jahre die Dorfschule verließ und mein Streben nach weiterer Ausbildung keine wirksame Unterstützung fand, richteten sich naturgemäß meine Blicke auf die Armee. Ich hielt es für ehrenhaft, dem Könige und Vaterlande als Soldat zu dienen und gleichzeitig hoffte ich, daß ich in der Garnison leichter Gelegenheit finden würde, meinen Wissensdurst zu befriedigen.

Ich hätte gleich nach der Confirmation als Spielmann eintreten können, aber dazu war ich nicht sehr geneigt. Signalhorn und Querflöte blasen und die Trommel „rühren", wie im Soldatenliede der „kleine Tambour Veit", das waren Beschäftigungen, denen ich keinen rechten Geschmack abgewinnen konnte. So wurde denn von meinen Eltern, welche inzwischen von ihrem bisherigen Wohnorte in das Haus meiner Großeltern übergesiedelt waren, beschlossen, daß ich noch zuvor einige Jahre im Schreibfache thätig sein sollte.

Es fand sich für mich eine Stelle bei einem Gerichtsvogt in dem einige Tagereisen von meinem Heimathsdorfe F... entfernten Kirchdorfe L... Dort hatte ich von Pfingsten 1864 bis Ostern 1866 Gelegenheit, die Leiden und Freuden eines Schreiberjungen nach allen Richtungen hin kennen zu lernen. Zu den Freuden rechne ich die Stunden, die ich in der Wohnung eines alten Mannes, des Klempners Sp. . ., verbringen konnte. Er war Veteran von Waterloo und hatte unter Major Baring La Haye Sainte mit vertheidigen helfen. Obschon halb erblindet, war der alte Mann noch eifrig in seinem Geschäft thätig. Ich pflegte ihn häufig an Sonntagnachmittagen zu besuchen. Natürlich bildeten die Kriegserlebnisse des alten Mannes dann das Hauptthema unserer Unterhaltung.

In jenem Orte wohnte auch ein alter Kanonier von Waterloo. Von ihm hörte ich oft erzählen, wie er und die anderen Kanoniere der Batterie jedesmal von den Geschützen zu den Carrés flüchteten, wenn die französische Cavallerie herangebraust kam. Hatten sie etwas lange gezögert und war dann das betreffende Carré schon geschlossen, so warfen sie sich

vor der Front desselben auf die Erde und suchten Schutz unter den vorgestreckten Bajonetten.

Einen Kameraden des Letzteren lernte ich einige Jahre später bei irgend einer Gelegenheit kennen. Er war Seminarwärter zu St. . . und hatte sich die Eigenthümlichkeit angewöhnt, daß er statt Waterloo immer „Wasserloo" sagte. Wahrscheinlich hatte die Bildungsstätte, deren Räume seiner Aufsicht anvertraut waren, so verfeinernd auf ihn eingewirkt, daß er es für seine Pflicht hielt, das ehrliche niederdeutsche Wort zu verballhornen. Seine Erzählungen von der „Schlacht bei Wasserloo" machten in Folge dessen stets einen mehr komischen, als ernsten Eindruck auf mich.

2.
Vorbereitungen zum freiwilligen Eintritt und Abschied vom Heimathsdorfe.

Als der Frühling des Jahres 1866 herannahte, hielt es mich nicht länger in der Schreibstube. Mit Einwilligung meiner Eltern gab ich meine Stellung auf, und in den letzten Tagen des März traf ich in der Heimath ein. Am 1. April wurde das Osterfest gefeiert und am 16. desselben Monats fand die alljährliche Rekruteneinstellung statt. Es wurde beschlossen, daß ich mich in Lüneburg bei dem Districts-Commissär zum freiwilligen Eintritt in das 3. in Hannover in Garnison stehende Jägerbataillon melden sollte.

Mein Wunsch war eigentlich, bei der Cavallerie zu dienen, aber meine Eltern erhoben ernstlichen Einspruch. Der Dienst bei dieser Waffe schien ihnen zu schwer und zu gefahrvoll; sie wußten von so vielen Unglücksfällen zu erzählen, die durch schlagende, beißende oder durchgegangene Pferde verursacht worden waren, daß es mir noch heute ein Räthsel ist, auf welche Weise sie damals zu einem so zahlreichen Schatz beklagenswerther hippologischer Ereignisse gelangt sein konnten.

Mit dem leichten Sinne der Jugend wußte ich mich über diese erste Enttäuschung hinwegzusetzen. Bei mir hieß es damals: Soldat um jeden Preis! Hatte ich mich bislang in meinen kindischen Träumereien als „kühner Reitersmann“ auf „stolzem Rosse“ mit dem „blitzenden Schwert“ in in der Hand einhersprengen sehen, so stieg ich jetzt mit guter Fassung einige Stufen herab — Jägerbüchse und Käppi mit Roßschweif, sowie der grüne Rock mit schwarzem Kragen bildeten von nun an den Mittelpunkt meiner Zukunftsgedanken.

Die wenigen Wochen, welche mir bis zu meinem Eintritt verblieben, vergingen sehr rasch und so war denn der Tag meiner Abreise — es war dieselbe auf den 13. April festgesetzt — nahe und ich mußte die nöthigen Vorbereitungen zu meinem Vorhaben treffen. Weitläufiger Schreibereien bedurfte es dazu allerdings nicht. Eine kurze Bescheinigung des Ortsvorstehers, wodurch man sich nöthigenfalls legitimiren konnte, genügte. Als Alter des freiwilligen Eintritts beim Militär war das 17. Lebensjahr festgesetzt, ich hatte dasselbe noch nicht völlig erreicht, aber da man in hannoverscher Zeit nicht so ängstlich auf den Buchstaben sah und ich überdies, wenn auch nicht gerade groß, doch ziemlich zäh und kräftig war, so zweifelte ich nicht, daß ich angenommen werden würde.

Der Ortsvorsteher, welcher mir die Bescheinigung ausstellte, hielt große Stücke auf mich, er hatte mir immer mit großer Bereitwilligkeit Bücher geliehen, von denen er eine ziemliche Sammlung besaß. Jedesmal, wenn er — was häufig vorkam — eine Reise nach Hamburg machte, brachte er außer sonstigen für die Haushaltung erforderlichen Waaren auch ein Quantum geistiger Nahrung mit, die er „up de Kahr“, das heißt von jenen „fliegenden“ Antiquaren einkaufte, welche ihre Bücherschätze am Hopfenmarkt und auf anderen öffentlichen Plätzen auf einer dazu hergerichteten Karre feil zu halten pflegen. Von diesen Reisen war ich meistens schon vorher unterrichtet und mit großer Spannung harrte ich jedesmal der Rückkehr meines Gönners, denn es war unter uns eine stillschweigende Abmachung, daß ich die mitgebrachten Bücher zuerst zum Durchlesen erhielt. Dieses Wohlwollen, welches der gute Mann mir von jeher erzeigte, hatte durch meine zweijährige Abwesenheit keine Veränderung erlitten. Er wünschte mir das beste Fortkommen und ließ es sich nicht nehmen, mir auf das Bündigste zu bescheinigen, daß ich mir „keine Schlechtigkeit hätte zu Schulden kommen lassen und auch sonst mit der Feder gut umzuspringen wüßte“. Damit war diese Sache erledigt und es blieb mir nur noch die Aufgabe, mich von guten Freunden und Bekannten, „getreuen Nachbarn und desgleichen“ zu verabschieden. Da nun die Bewohner eines weltfernen Dorfes gewissermaßen eine große Familie bilden — selbstverständlich nicht dem Verwandtschaftsgrade, sondern der Art des Zusammenlebens nach, wie solches sich seit uralter Zeit herausbildete —, so waren die Abschiedsbesuche, welche ich abzustatten hatte, recht zahlreich und erforderten fast den ganzen mir noch verbliebenen freien Tag.

Am Abend dieses Tages, als die Dämmerung bereits herein zu brechen begann, wanderte ich noch einmal die in friedlicher Stille sich zeigende Dorfstraße entlang. Ziemlich am Ende des Dorfes angekommen, lenkten meine Schritte sich allmählich einem etwas abseits gelegenen Gehöft zu. Obschon ich mich nun der Gedanken und Absichten, mit denen sich damals mein jugendliches Herz beschäftigte, heute nicht ganz klar mehr entsinne, so glaube ich doch, daß, wenn ich die Goethe'schen Verse

„Ich ging — —
So für mich hin
Und nichts zu suchen
Das war mein Sinn — —“

auf meine abendliche Wanderung hätte anwenden wollen, dies der „Logik der Thatsachen“ nicht völlig entsprochen hätte. Auch weiß ich bestimmt, daß ich nicht, wie der Goethe'sche Wanderer, „im Schatten ein Blümchen stehn“ sah, denn es war ja im April und Blumen und Waldesschatten gab es noch nicht — dafür aber erschienen mir sehr bald „wie Sterne leuchtend zwei Äuglein schön“ und zwar keine Blumenaugen, sondern liebe freundliche Menschenaugen. Als ich nämlich die Umzäunung des Gehöfts erreicht hatte, traf ich an der zum Uebersteigen der Einfriedigung dienenden Vorrichtung, im Plattdeutschen „Stägel“ genannt, mit der Tochter des Höfners zusammen. Es war dies ein junges Mädchen von 18 Jahren, meine Jugendfreundin und Schulkameradin. Blauäugig und blondhaarig, schlank von Wuchs und mit hübschen, freundlichen Gesichtszügen ausgestattet, erschien Anna H. . . mir natürlich als der Inbegriff aller weiblichen Schönheit und Vollkommenheit.

Meine Freundin setzte sich auf das niedrige bankartige „Stägel“ und begann allerliebst zu plaudern von allerlei nichtssagenden Dingen, während ich, an den Zaun gelehnt, ihr zuhörte, oder auch ihre meist scherzhaften Reden nach besten Kräften zu erwidern versuchte. Anna vergaß bei alledem nicht, an dem blauwollenen Strickstrumpf, den sie in den Händen hielt, eifrig weiter zu stricken, was mir gar so recht nicht gefiel, denn, wenn sie ab und zu lächelnd zu mir auf sah und ich gerade im Begriff stand, mich mit einem schwärmerischen Blick in die „unergründlich süße Nacht“ ihrer lieben Augen zu vertiefen, machte mir zu oft der böse Strickstrumpf einen Strich durch die Rechnung. Irgend eine entschlüpfte Masche oder ein sonstiges Hinderniß erforderte plötzlich Anna's Aufmerksamkeit, ihr Blick

wich dem meinen aus und wandte sich dem Werkzeuge zu, das sie in der Hand hielt, und statt in die schönen blauen Augen meiner Freundin zu schauen, mußte ich dann ohne daß ich es wollte auf die blaue, langweilige Fläche des im Werden begriffenen Strumpfes blicken. Dies verursachte mir jedesmal Mißbehagen und ich führe es auf jenen Abend zurück, daß ich mit der Zeit eine große Abneigung gegen „blaue Strümpfe“ jeder Art faßte.

Mittlerweile war die Dämmerung weiter vorgeschritten und ein Stündchen mochte uns Beiden in unschuldigem Geplauder vergangen sein. Anna schickte sich an, das Gespräch abzubrechen. Sie mußte sich, wie sie sagte, wieder ins Haus begeben, sonst würde sie von ihrer Mutter ausgescholten. Während sie das Strickzeug kunstgerecht zusammenrollte, und dann Knäuel und Strumpf mit der maschenfreien Nadel durchbohrte, richtete sie in scheinbar unbefangenem und gleichgültigem Tone die Frage an mich, ob ich in Lüneburg wohl Zeit behalten würde, Claus Eggers — den Sohn eines benachbarten Besitzers —, der bei der 8. Compagnie des 5. Infanterie-Regiments diene, aufzusuchen. Als ich meiner Freundin entgegnete, daß sich dies wohl ermöglichen lassen würde, bat sie mich, an Claus einen Gruß von ihr zu bestellen. Ich versprach, ihren Auftrag gerne ausführen zu wollen, denn Claus Eggers war auch mir befreundet, obschon er 3—4 Jahre älter war als ich.

Nach Erledigung dieses Zwischenfalles reichte Anna mir die Hand und wir nahmen Abschied von einander. Ich bat meine Freundin, mir ein freundliches Andenken zu bewahren; sie versprach mir dies und wünschte mir alles Gute auf den Weg. Mit den althergebrachten treuherzigen Worten: „Bliew gesund un munter, Fritz! Lat Di't man recht good gahn!“ ging sie von mir. Von Weitem rief sie mir noch ein „Gute Nacht“ zu, dann verschwand sie in der Thür ihres väterlichen Hauses, und ich wandte mich der Straße zu und begab mich auf den Heimweg.

Die Nacht war inzwischen völlig hereingebrochen. Eine milde, warme Frühlingsnacht war es die sich auf das Dorf herniedersenkte und Wiesen und Felder, sowie den Wald und die Heide in der Ferne in schwarze, undurchdringliche Schatten einhüllte. Die Bewohner der Bauernhäuser und Kathen, an denen mein Weg vorüber führte, ruhten meistens schon von der schweren Arbeit des Tages, nur in einzelnen Häusern noch

stand die der Straße zugekehrte große Thür, welche die Einfahrt zur Diele bildet, offen und man sah die Bewohner bei dem auf dem niedrigen Heerde hell brennenden Feuer beschäftigt. Vielleicht mengten die Frauen Teig an — „Süern“ nennt man dies in Plattdeutsch —, um am andern Tage Brod zu backen, oder eine andere unaufschiebbare Arbeit hielt die Insassen noch wach.

Friedliche Stille herrschte ringsum, kein Lüftchen regte sich in den noch unbelaubten Zweigen der hochstämmigen Eichen und Buchen auf den Hofplätzen; aus der Ferne erscholl allerdings der Gesang der Burschen und Mädchen, die sich zu frohem Zeitvertreib im Dorfe auf dem Platze bei der Linde versammelt hatten, und in den Pausen machte sich das Gequack der Frösche bemerkbar, welche in den Sümpfen einer in der Nähe des Dorfes gelegenen Niederung hausten. Diese braven unverwüstlichen Frühlingsbassisten ließen ihre Stimmen aber nur erst noch vereinzelt und unter bescheidenem Kraftaufwand ertönen. Es war das Piano des Erprobens und richtigen Abwägens der Stimmen; jeder feucht-versumpfte Sangesbruder übte noch für sich allein. Von einem kräftigen anhaltenden Chorgesange konnte noch nicht die Rede sein, dazu war die Saison noch nicht weit genug vorgeschritten.

Vom Dorfe herüber erklang es indessen:

„Morgen will mein Lieb abreisen,
Abschied nehmen mit Gewalt . . .

— — —

Laub und Gras das mag verwelken,
Aber treue Liebe nicht;
Kommst Du mir gleich aus den Augen,
Doch aus meinem Herzen nicht.“

Ohne über den Inhalt des alten Volksliedes weiter nachzudenken, stimmte mich die schwermüthig-langgezogene Weise ernst und wehmüthig und unter dem Eindruck dieser Stimmung erreichte ich die Behausung meiner Eltern.

3.

Auf der Wanderung nach der Garnison.

Es war im Familienrathe beschlossen worden, daß mein Vater mir bis Lüneburg das Geleite geben sollte.

Also begaben wir Beide uns am folgenden Tage früh Morgens auf die Reise. Bis Harburg, welches etwa 4 bis 5 Meilen entfernt war, gedachten wir zu Fuß zu wandern; von dort wollten wir zur weiteren Reise die Bahn benutzen.

Die Mehrzahl der Eisenbahnlinien, welche jetzt die Heide durchschneiden, war damals noch nicht vorhanden; die Strecke Bremen-Hamburg war allerdings vermessen und von der Regierung genehmigt, aber noch nicht im Bau begriffen. Auf den Landstraßen gab es allerdings Post- und Omnibusfuhrwerke, aber die Fahrzeiten waren meistens auf die Nacht verlegt, auch war das Reisen mit der Post ziemlich kostspielig. Man mußte sich also, besaß man kein eigenes Fuhrwerk, auf Schusters Rappen verlassen. Fußwanderungen von 10 bis 12 Stunden waren nichts Ungewöhnliches; ich selber bin solche und noch weitere Strecken oft in einem Tage marschirt. Die jungen Bursche im Dorfe, welche in Hannover bei den Gardetruppen dienten, legten den 16stündigen Weg bis dahin regelmäßig in einer Tour zu Fuß zurück. Das waren gute Vorübungen, um marschfähige Soldaten zu erzielen, mit denen es möglich war Außerordentliches zu leisten. So legten, wie nebenbei bemerkt werden mag, im Holsteinschen Feldzuge am 29. Mai 1848 die 5. und 7. Compagnie vom Lüneburger Regiment (deren Mannschaften vorwiegend der Heide entstammten), um an dem Gefecht bei der Nübeler Mühle theilnehmen zu können, in 38

Stunden eine Strecke von 26 Stunden Entfernung zurück, ohne daß sie einen einzigen Mann als marode hätten zurücklassen müssen. Eine erstaunliche Leistung, wenn man bedenkt, daß dieser Marsch bei großer Hitze ausgeführt wurde und daß zu damaliger Zeit die Infanterie viel schwerer bepackt war als heutigen Tages.

Es wäre zu wünschen, wenn in unserem Zeitalter, wo die große Mehrzahl der Handwerksgesellen (von den wohlhabenden Classen gar nicht zu reden) mit der Bahn fährt und ein Marsch von wenigen Meilen als eine große Kraftleistung gilt, Gottfried Seumes Wahlspruch: „Vieles ginge besser, wenn man mehr ginge," wieder beherzigt würde. Man sollte sich darauf besinnen, daß die Natur uns die Füße nicht gab, um sie in modisch-enge Stiefelchen einzuzwängen, daß der Mensch nicht lediglich geschaffen ist, um sich von der Locomotive oder von dienstbereiten Vierfüßlern von einem Ort zum andern schleppen zu lassen. Körper, Geist und Gemüth würden gewinnen und die Menschen sich näher kommen, wenn man wieder mehr auf eigenen Füßen sich einher bewegte, sich die Welt mehr auf freier Wanderung über Berg und Thal, durch Wald und Heide ansähe, als durch die von Staub und Wasserdunst getrübten Fenster eines Eisenbahncoupees. — —

Früh um fünf Uhr hielten wir unsern Auszug. Ein sonniger, herrlicher Frühlingsmorgen lag über dem Dorfe. Aus den Giebelöffnungen und Schornsteinen der strohgedeckten Häuser stieg blauer Rauch empor, die Pferde wieherten in den Ställen und auf den Hofplätzen und Zäunen krähten lustig die Hähne, umgeben von der gackernden und scharrenden Hühnerschaar; Gänse streckten unter vorlautem Geschnatter die Hälse in schlangenartigen Windungen durch die Lücken der Einfriedigungen und hier und da begrüßte uns ein zottiger Hofhund mit fröhlichem Gebell und vertrautem Wedeln des buschigen Schweifes. Oft trat dann der Besitzer des Hauses, durch das Gekläff neugierig gemacht, vor die Thür und frug nach unserem Vorhaben und nach dem Ziel unserer Reise.

Außerhalb des Dorfes, im Felde, wo frischgrüne Saaten sich weithin erstreckten, sowie in der braunen Heide, die uns umgab, als wir Dorf und Feldmark im Rücken hatten, begrüßte uns vielstimmiger Sang munterer Lerchen. Klar und rein, durch keine Wolke getrübt, wölbte sich über uns der blaue Äther. Ein frostiger Hauch hatte vor Sonnenaufgang die

während der Nacht aufgestiegenen Wasserdünste zertheilt und zu Boden geschlagen, zu Millionen Tropfen verdichtet hingen die blinkenden Thauperlen an den Spitzen der Grashalme und an den Zweiglein des braunen Heidekrautes.

Durch die Aussicht auf den von allen Seiten sich ankündenden herrlichen Frühlingstag in beste Stimmung versetzt, wanderten mein Vater und ich fröhlich unseres Weges. In dem nächsten Dorfe hielten wir eine kurze Rast. Es wohnte dort in einem einsamen Hüttlein unfern des Weges ein altes Mütterlein, die Schwester meines Großvaters. Von ihr mußte noch Abschied genommen werden.

Wir trafen die Großtante am Heerdfeuer. Sie saß auf einem niedrigen strohbeflochtenen Schemel und stocherte mit der Feuerzange in der Asche. Augenscheinlich war sie beschäftigt, sich den Morgenkaffee zuzubereiten. Als wir sie begrüßten, sah sie erfreut auf und reichte uns mit einem herzlichen „Willkommen!“ die Hand. Wir erwiderten den Gruß mit dem herkömmlichen „Dank ok!“ und setzten das Mütterchen sodann von unserem Vorhaben in Kenntniß. Unser Besuch währte jedoch nur kurze Zeit, denn ein weiter Weg lag noch vor uns. Beim Abschiede umfaßte die Greisin mit ihren mageren, knochigen, in einem langen arbeitsvollen Leben rauh und hart gewordenen Händen meine Rechte und redete mit vermahnenden, ernsten Worten auf mich ein, mich dabei gleichzeitig mit ihren klaren Augen so treuherzig-innig anschauend, daß ich ganz bewegt wurde und jene Scene sich meinem Gedächtniß für mein ganzes Leben unauslöschlich einprägte. „Wat Di ok bevörsteiht, min beste Jung,“ — so ungefähr sprach sie — „vergitt Din Heimath un Dinen Gott nich! Wenn Du de twe Deel blos fasthollst, denn kann Di dat nümmer slecht gahn. Ick hev all Veele kennt, de wied in de Weld ’rüm kömen un naher ehr Heimath verachten un öwer dat spotten dä’n, wat jüm in de Jugend lehrt wör, awer ick glöw nich, dat dat enen Menschen glücklich maken kann. Lewer nich geboren, as Heimath un Gotts Word verloren! Dat pleg ick dafför to holen, min Jung. Süh, nu lat Di dat good gahn, min Beste, ick bün nich bang üm Di!“

Als die alte Frau damals so zu mir sprach, fühlte ich mich, wie ich bereits erwähnte, zwar ergriffen, aber ich war zu jung und zu unerfahren, mein Sinn war zu sehr auf das Fernliegende, Unbekannte gerichtet, als daß ich die volle Bedeutung dessen, was sie sagte, hätte erkennen können. Erst die

bittere Erfahrung vieler bewegter Jahre lehrte mich die goldene Wahrheit, welche in jenen schlichten Worten lag, völlig würdigen. Ich hätte der Greisin dann gerne danken mögen, aber längst schlummerte sie unter dem Rasenhügel an der Seite ihrer Vorfahren. Oft noch tritt mir ihr Bild vor Augen: die altersgebeugte, in einfache Volkstracht gekleidete Gestalt, das schmale von in Ehren ergrautem Haar umrahmte Gesicht mit dem Ausdruck innigster Herzensgüte und gläubig-frommer Einfalt — so lebt sie in meiner Erinnerung fort, ein Stück alter, ehrlicher und einfacher Zeit. — — —

Nach mehrstündiger Wanderung erreichten mein Vater und ich das Dorf W... Hier gelangten wir auf die Heerstraße, die Napoleon I. während der Jahre von 1811—1813 durch unsere Heide bauen ließ. Vielfach hörte ich in meiner Jugend und auch wohl später noch in gewissen Kreisen die Einrichtungen und Umwälzungen, womit der Völkerunterjocher auch unsere Heimath beglückte, als höchst segensreich für Handel und Verkehr preisen. Jene auf Befehl des Gewalthabers erbaute Straße mußte dann oft als ein Beweis für die cultur- und fortschrittbefördernden Bestrebungen des großen Kaisers dienen. Mein Großvater, der die Zeit der französischen Herrschaft mit durchlebte, wußte allerdings noch eine andere Tonart zu jenem Lobliede. Er meinte, das Gute, was Napoleon uns gebracht habe, wäre auch wohl ohne ihn und mit weniger Ungerechtigkeit und Druck zu uns gekommen. Mein Großvater hatte als 15jähriger Bursche mit an jener Straße arbeiten müssen. Aus den entferntesten Dörfern her, aus meilenweiter Runde trieben die Gendarmen die arbeitsfähigen Männer schaarenweise herbei und zwangen sie zum Frohndienst für den Staat. Beköstigung mußten die Leute sich selber mitbringen und an Zahlung eines Arbeitslohnes war kein Gedanke. Die Gelder, die der Staat für den Bau hergab, verloren sich in den Taschen der Aufseher und Unternehmer, jener Leute, die in den größeren Dörfern, Flecken und Städten Handel, Verkehr und Gewerbe in den Händen hatten, oder auch bei Zeiten sich im Civildienst einflußreiche Stellungen zu ergattern wußten, mit Hintansetzung alles vaterländischen Gefühls und nach dem weisheitsvollen Grundsatze: Weß Brod ich esse, deß Lied ich singe! Noch heute kennt man in meiner Heimath im Volke die Familien, welche sich damals mit Leichtigkeit in die „unabänderlichen Verhältnisse“ zu schicken und „mit den Thatsachen zu rechnen“ wußten,

welche das Gold auffogen wie der Schwamm das Wasser und welche sich nicht scheuten, sich in gemeinster, oft verbrecherischer Weise und vielfach auf Kosten ihrer eigenen Landsleute zu bereichern, während die Söhne der Bauern, des minder wohlhabenden Bürger- und Handwerkerstandes, sowie des Adels und der treu gebliebenen Familien in weiter Ferne auf spanischen Schlachtfeldern für das Vaterland bluteten und der Befreiung desselben Leben und Gesundheit, Gut und Blut zum Opfer brachten. —

Wir waren also bis zu dem Dorfe W. . . gekommen und schritten auf der berühmten Landstraße, mit welcher „Bunnepart" unsere Heide beglückte, wohlgemuth einher. Unmittelbar an der Straße, welche das Dorf der Länge nach durchzieht, liegen mehrere Wirthshäuser. In einem derselben hielten wir Einkehr. Bei einem Glase Braunbier verzehrten wir einen Theil des mitgenommenen Mundvorraths. Der Wirth, ein älterer, freundlicher Mann leistete uns Gesellschaft. Er stand vor dem großen Kachelofen, auf dessen vorderen Eisenplatte in einem Reliefbilde Jacob und Rebecca am Brunnen dargestellt waren. Die Hände hielt der Wirth übereinandergelegt auf dem Rücken, sodaß die lange Pfeife, aus welcher er rauchte, sich selber überlassen war. Wenn er irgend etwas Bedachtsames und Nachdrückliches sagte, so beugte er den langen Oberkörper etwas vorn über und ließ die Pfeife in sanften und gleichmäßigen Schwingungen hin- und herpendeln. Die Einleitung des Gesprächs bildeten selbstverständlich Betrachtungen über das schöne Frühlingswetter. Als dieses Thema nach allen Seiten hin erschöpft war, kamen wir auch auf unser Vorhaben zu sprechen. Unser Wirth, der sich etwas demokratisch angehaucht zeigte, schien meine Absichten gerade nicht sehr beifällig aufzunehmen, das freundliche Lächeln verschwand auf eine Weile aus seinem Gesicht und die Pfeife gerieth in hastigere Schwingungen, er war jedoch viel zu höflich, als daß er uns sein Mißfallen mehr als nöthig war hätte merken lassen.

„Dat wör'n Freegeist, min Jung," sagte mein Vater in Bezug auf den Wirth, als wir hernach draußen auf der Landstraße im warmen Sonnenschein weiter wanderten. Ich zerbrach mir nicht den Kopf darüber, was für ein Wesen ich mir unter „Freegeist" eigentlich vorzustellen hätte; ich gab mich vielmehr ganz der freudigen Stimmung hin, in welche das herrliche Aprilwetter mich versetzte und freute mich über den Frühlings-Jubelgesang der Lerchen und das überall hervorsprossende erste

Grün. Der April des Jahres 1866 war in der That so beständig und schön, wie wir ihn selten zu erleben pflegen. Laubwerk, Gräser und Kräuter hatten sich in Folge des andauernd warmen Wetters außergewöhnlich zeitig entwickelt. Ich erinnere mich noch deutlich, daß die zartgrünen, duftigen Blätter der Birken, mit welchen die Straße zu beiden Seiten bepflanzt war, sich bereits so weit entwickelt hatten, daß der Schatten, den die Baumkronen auf den kiesbestreuten Fußsteig der Straße warfen, fast völlig ohne Lücke war. Das war am 13. April, während ich wieder Jahre erlebt habe, in denen erst kurz vor Pfingsten die Birken grünten.

4.
Einkehr bei Cord Wübbe.

Es war um die Mittagszeit, als wir in einem Föhrenwäldchen hart an der Straße ein Häuschen auftauchen sahen, das uns mit seinem rothen Ziegeldach und seinen blinkenden Fenstern recht einladend grüßte. Es wohnte dort ein Wegbau-Aufseher, welcher meinem Vater von früher her befreundet war. Da es nun in unserm Reiseplane vorgesehen war, daß wir diesem guten Manne einen flüchtigen Besuch abstatten wollten, so unterbrachen wir hier unsere Wanderung.

Cord Wübbe — so hieß unser Freund — war daheim und hieß uns herzlich willkommen. Er war soeben von einer längeren Aufsichtstour zurückgekehrt und stand im Begriff einen Imbiß einzunehmen. Selbstverständlich wurden wir zum Mitessen eingeladen. Bevor wir uns jedoch am Tische niederließen, wandte unser Wirth sich zu einem Eckschränkchen und holte eine dickbauchige Flasche von grünem Glase daraus hervor. Wie er uns in umständlicher Weise erklärte, enthielt die Flasche einen „Bittern", den er selber unter Benutzung von „negenerlei Krütern" zusammen destillirt hatte. Es befanden sich darunter, soviel ich mich entsinne, als hauptsächlichste Bestandtheile Heidecker, Johanniskraut, Wermuth, Kalmus, Enzian, Thymian und Hopfenblüthen. Nach Freund Wübbe's bestimmter Versicherung, war dieser Trank das beste Mittel um einen „schiefsitzenden" Magen wieder in die rechte Verfassung zu bringen. Er füllte ein großes blaurandiges Schnapsglas mit diesem Zaubertrank und wir mußten ihm Bescheid thun. Obschon ich in Rücksicht auf meine Jugend zu einer halben Ration be-

gnadigt wurde, so spürte ich den bitteren Geschmack der „neunerlei Kräuter“ dennoch fast neun Stunden lang nachher auf der Zunge.

Beim Frühstückstisch nahm das Gespräch zwischen meinem Vater und dessen Freund bald eine humoristische Färbung an. Sie hatten in F...., einem freundlichen Kirchdorfe und Amtssitz, Jahrelang als Nachbarn Haus an Haus gewohnt und stets gute Freundschaft gehalten. Die Erinnerung an fröhlich verlebte Tage wurde nun wieder einmal gründlich aufgefrischt und manches scherzhafte Ereigniß wurde erzählt und besprochen.

„Weeßt woll noch,“ so begann unter anderm im Laufe des Gesprächs Freund Wübbe, sich an meinen Vater wendend, „as wi achtunveertig in'n Eekhagen dat groote Volksfest fier'n un Pastor M. ut W... en Red' holen dä? — Wer trug die Schuld daran, daß die Römer unser Vaterland ungestraft unterjochen durften? so füng de Pastor sien Red' an un dabi keek he jümmer den Küper Johann Stöckmann, de en Koppsläng öwer all de annern Tohörers wegrecken dä, int Gesicht — — Wer war Schuld an jener schmachvollen Erniedrigung? frage ich — —“

„Se brukt mi nich jümmer so verdächtig antokieken, Herr Pastor,“ röp up enmal Jan Stöckmann, — „ick bün'r nich mit bi wesen!“ — „Ja, de ole Schelm! de ole Stöckmann!“ sagte mein Vater und lachte, daß ihm die Thränen in die Augen traten. — „Kennst Du den Spaß, den he mal mit Pastor W. hatt hett? De Pastor hollt dat enes Dages för sien Plicht Stöckmanns Johann wegen sien Supen to vermahnen. „Herr Pastor,“ seggt Johann, „ick bin woll en beten sehr tom Drunk geneigt, awer ick kann't ok laten!“ „Good, Meister Stöckmann,“ seggt de Pastor, „dat freut mi, dat min Wörd nich vergewens to Ihnen spraken sünd.“

Enige Tied danah drippt de Pastor mal mit Johann Stöckmann up en Kindböp tosamen un dor mutt he to sien Verwunnerung sehn, dat min leewe Johann en Glas Grock na'n annern wegpietscht, as wenn dat blot Water wör. „Stöckmann,“ seggt de Pastor liesen un stöt Johann in de Sied, „Se hebbt mi doch nülich seggt, Se können et laten!“ „Kann ick ok, Herr Pastor,“ seggt Johann un kloppt sick up sien lange Liew, — „hier is noch Platz, hier kann ick enen ganzen Ammer vull laten!“

Unser gastfreundlicher Wirth hatte inzwischen Lagerbier in Flaschen herbeiholen lassen und füllte die Gläser. „Ja," fuhr er fort und strich sich schmunzelnd den braunen, buschigen Schnurrbart — „un de Geschicht von den „heemlichen Fehler" wat wör dat doch man noch? Dat is recht — Johann harr mal för den Amtsauditer Meyer, de jümmer krank wör, en Badewannen makt, awer de Auditer wör slünig verstorwen un harr de Wannen gar nich mehr in Gebruk nehmen könnt. „Wat fang ick mit dat grote Küwen an, Stine?" seggt Johann enes Dages to sien Froo. „Will doch mal na den Assesser Grumbart henn un mal hören, wat de dato seggt." — De Assesser Grumbart wör nämlich an Auditer Meyer sien Stä' na F... henn versett't worrn, he wör awer nich beleewt, wiel he de Lüd, de wat up'n Amt to dohn harrn, jümmer so groff anhalen dä. — „Herr Assesser," seggt Stöckmanns Johann to den Assesser Grumbart, „ick bin darüm her, ick woll Se mal fragen, ob Se nich villicht enen heemlichen Fehler an sick harrn." „Was!" begehrt de Assesser up, „was soll das heißen!? Wie können Sie sich unterstehen, hier solche impertinente Reden zu führen!" „Se verstaht mi nich, Herr Assesser," seggt Stöckmanns Johann, „Se möt nämlich weten: ich hev för Ihren Vörgänger Meyer en Küwen makt tom Baden von fief Foot Läng, he is mi awer leider to fröh storwen, un nu dach ick, wenn mi dat glück, dat Se ok enen heemlichen Fehler an Ihren Körper harrn, denn harrn Se dat Küwen ja man gliek mit öwernehmen könnt — ick würr et Ihnen to'n halwen Pries laten." — —

Bei solch' erheiterndem Zwiegespräch waren rasch einige Stunden vergangen und es wurde Zeit, daß mein Vater und ich uns wieder auf den Weg machten. Bevor wir das Heim unseres freundlichen Gastgebers verließen, wurde selbstverständlich noch das Vorhaben besprochen, welches uns zu unserer Reise veranlaßt hatte. Cord Wübbe, der in seiner Jugend in Hannover bei der Artillerie gedient hatte, ließ es sich nicht nehmen, mir allerlei nützliche Winke und Fingerzeige zu ertheilen. An der Gartenpforte verabschiedeten wir uns von unserm liebenswürdigen Wirth und wanderten dann in der Richtung auf Harburg weiter.

Viel Bemerkenswerthes bot sich uns nun während der nächsten Stunden nicht dar. Hier und da ein Dorf mit hart an der Straße gelegenen Wirthshäusern, die durch das über

der Thür angebrachte Schild und die nie fehlende Pferdekrippe kenntlich waren, Fuhrwerke mancherlei Art und Handwerksburschen, welche uns begegneten, Pflüger auf den Feldern am Wege, die unter der Einwirkung des schönen Frühlingswetters mit den Lerchen um die Wette sangen oder eine lustige Weise pfiffen — das war so ziemlich Alles, was sich unsern Blicken Abwechslungsvolles zeigte.

Eine Meile etwa vor Harburg führt die Straße durch waldige Schluchten hindurch und über Höhen und erreicht nahe vor der Stadt ihren Höhepunkt. Von dort sahen wir hinunter auf die Elbniederung mit ihren Marschen und auf die jenseits der Elbe aus einer grauen Schicht von Rauch und Qualm aufsteigenden stolzen Thürme Hamburgs.

Zur Linken hatten wir die hügeligen Waldungen der Haake und vor uns im Grunde lag das Ziel unsrer Tageswanderung, die Stadt Harburg. Dieselbe trug damals noch nicht so ausgesprochen den Charakter der qualmigen, rußigen und schornsteingespickten Fabrikstadt, den sie heutigen Tages angenommen hat. Die „befruchtenden Segnungen einer sich mit Riesenschritten entwickelnde Industrie“ hatten — um mit den Worten eines zeitgemäßen Zeitungsschreibers zu reden — damals die „beengenden Fesseln kleinstädtischer Verhältnisse“ noch nicht so völlig gesprengt, wie dies jetzt nach fünfundzwanzig Jahren der Fall ist. Handel, Gewerbe und Schifffahrt und vor allen die Weiterbeförderung der aus dem Inlande sich hier ansammelnden Waaren bildeten damals vorwiegend die Ernährungszweige der Bewohner Harburgs. Die die Stadt durchkreuzenden Hauptstraßen boten damals ein buntbewegtes Bild. Überall traf man auf Fracht- und Omnibusfuhrwerk, Bauernwagen und Postkutschen — letztere gelenkt von rothröckigen Postillonen und viele Hundert fleißige Hände waren tagtäglich beschäftigt, die mit der Eisenbahn und auf den Landstraßen eintreffenden Kaufmannsgüter und ländlichen Producte jeder Art den zahlreichen Schiffen zuzuführen, welche den Verkehr mit den benachbarten Elbestädten Altona und Hamburg vermittelten.

5.

In Harburg.

In einer Gastwirthschaft an der Schloßstraße in Harburg nahmen wir Quartier für die Nacht. Wir setzten uns bescheiden hinter den langen, grünen Tisch, der fast die ganze Rückwand der nicht sehr großen Schänkstube einnahm und ließen uns ein einfaches Abendessen auftragen, welches uns nach dem langen, anstrengenden Marsch außerordentlich gut mundete.

Zu unserer Linken am Ende des Tisches hatte ein anderer Gast Platz genommen, ein breitschulteriger, kräftig gebauter Mann von etwa 30 Jahren mit einem von der Frühlingssonne gebräunten bartlosen Gesicht und kurz geschnittenem braunen Haar. Wie es schien, war der Mann Landarbeiter, wie sie zur Frühlings- oder Sommerszeit von der Geest aus nach den Elbmarschen zu wandern pflegen, um sich dort mit Graben oder Mähen einen bessern Verdienst zu schaffen, als ihnen daheim in ihrem Heidedorfe geboten werden kann. Ein Spaten, woran eine starke Schnur derart befestigt war, daß dieses friedliche Werkzeug der Agricultur sich wie ein Gewehr über die Schulter hängen ließ, sowie ein Bündel mit Wäsche lagen nicht weit vom Sitze des Mannes in einem Winkel des Zimmers. Ein geöffnetes blauleinenes Tuch, welches der Mann vor sich auf dem Tische ausgebreitet hatte, enthielt allerlei in Zeitungspapier gewickelte Eßwaaren, und seitwärts auf dem Tische stand ein Glas mit Schnaps und ein mit Bier gefüllter Krug. Wie der Fremde da so am Tischende saß, in der Linken ein großes Stück Speck nebst einer Schnitte Schwarzbrot haltend und mit der Rechten ein Messer handhabend, womit er abwechselnd bald vom Speck, bald vom Brod ein

Stück heruntersäbelte, um es dem zermalmenden Gehege seines anscheinend ausgezeichneten Gebisses zu überliefern, machte er ganz den Eindruck eines kerngesunden Naturmenschen, der allen Einflüssen einer „verfeinernden Lebensrichtung", allen Wirkungen eines „Bedürfnisse schaffenden, veredelnden Cultur-Fortschritts" bis dahin in erfolgreichster Weise Widerstand geleistet hatte.

Während wir noch mit den letzten Resten unserer Mahlzeit beschäftigt waren, hatte uns gegenüber an dem grünen Tische ein neu hinzugekommener Gast Platz genommen, der seiner Kleidung und seinem wohlgenährten, behäbigen Äußern nach ein Kaufmann oder wohlhabender Bürger sein mußte.

Nachdem dieser neue Gast, der von dem Wirth mit „Herr Isermeyer" angeredet wurde, bedächtig den Zucker in dem Glase Grog, welches er sich hatte bringen lassen, zerkleinert und einen Schluck des dampfenden Getränkes hinuntergeschlürft hatte, fing er mit meinem Vater ein Gespräch an. Als er durch geschickt gestellte Kreuz- und Querfragen, die mein Vater zwar zurückhaltend aber dennoch wahrheitsgemäß beantwortete, das Nöthige über Ziel und Zweck unserer Reise aus ihm herausgepreßt hatte, schien ein Schatten des Mißbehagens sein rundwulstiges, in der Mitte glattrasirtes, am Rande mit einem Kranz röthlicher Borsten verziertes Gesicht zu umdüstern. Er hielt eine Weile mit Fragen inne, nahm einen zweiten Schluck aus dem Grogglase und zupfte hastig an den Zipfeln seines gesteiften Leinenkragens, der auf beiden Seiten seines Halses in der Form eines ungleichseitigen Dreiecks hervorragte und jenes Halseinzwängungs-Werkzeug bildete, welches man Vatermörder zu nennen pflegt. „Unsinn!" rief er dann plötzlich aus und warf meinem Vater einen vorwurfsvollen Blick zu . . . „Soldat wollen Sie Ihren Sohn werden lassen? Freiwillig eintreten soll er? — Ne, so blau! Lassen Sie ihn meinetwegen alles in der Welt werden, aber nur nicht Soldat. Schicken Sie ihn doch nach Amerika, da kann er sein Glück machen, in einem freien Lande, wo der Eine nicht mehr gilt wie der Andere, wo es keinen Adel, keine Pfaffen und keine sonstigen Dickköpfe giebt. Soldat! Hä — als ob wir solche Brodfresser, die uns das beste Mark aus den Knochen saugen, nicht schon genug im Lande hätten!"

Mein Vater, der in Folge dieses grimmigen Ausfalls eine Weile ganz verblüfft war, entgegnete dann, als er sich etwas gesammelt hatte, in bescheidenen Worten, daß es Soldaten doch

auch geben müsse und er es für einen ganz ehrenwerthen Beruf halte, seinem König und Vaterland als Soldat zu dienen.

„König und Vaterland!“ rief Herr Isermeyer und fuhr mit einem rothseidenen Taschentuch einige Male hastig über die nur noch spärlich von Haaren bestandene obere Fläche seines Schädels. „Wir haben viel zu viel Potentaten und Vaterländer im lieben Deutschland. Gründlich aufräumen müssen wir in der Bude, daß diese erbärmliche Kleinstaaterei aufhört und so etwas nicht wieder vorkommen kann, wie die Geschichte mit dem Neuen Katechismus. Der Adel und die Pfaffen regieren in unserem Lande und der König giebt ihnen in Allem nach. Wohin wäre es mit uns gekommen, wenn wir nicht Männer, wie Bauerschmidt, gehabt hätten, die sich für unsern lutherischen Glauben aufopferten — katholisch hätte man uns gemacht, so wahr wie ich hier sitze! Sehen Sie, so liegt die Sache in Wahrheit. Man kann aber nicht verlangen, daß Sie, mein guter Mann, das wissen, denn was werden Sie in Ihrem Dorfe von der höheren Politik gewahr.“

Mein Vater fühlte sich nicht sicher genug auf dem Gebiete der „höheren Politik“ und des „Katechismusstreites“, um auf diese Worte etwas erwidern zu können. Da auch Herr Isermeyer nicht weiter sprach, es vielmehr damit genug sein ließ, sich triumphirend im Kreise umzuschauen, so entstand für eine Weile völlige Stille im Zimmer, die nur durch das Geräusch des zuklappenden Taschenmessers unterbrochen wurde, dessen der Fremde, welcher am Ende des Tisches saß, sich beim Essen bedient hatte. Der Mann zog jetzt mit bedächtiger Miene einen zusammengeschnürten Lederbeutel aus der Tasche und händigte dem Wirth den Betrag für die genossenen Getränke ein, sodann hing er den Spaten über die Schulter, ergriff sein Bündel und machte sich reisefertig. Bevor er jedoch die Gaststube verließ, trat er an Herrn Isermeyer heran. „Dröf ick ok mal en Word spreken, Herr?“ frug er, die rechte Hand auf den Tisch stemmend und sich etwas vornüberbeugend.

„Gewiß, min leewe Mann“, sagte Herr Isermeyer hastig — „Herr Wirth, bringen Se düssen Mann en Glas Grock.“

„Dank veelmals, ick drink kenen Grock. . . . Ick woll man blos seggen, ick verstah von Ihr Politik nicks, Herr, ick bin ok von'n Dörpen, von'n Kaspel Snewern*) bin ick to Hus,

*) Schneverdingen.

awer ick woll man seggen: wi in us' Hannoverland, meen ick, hebbt noch grad keen Oewerlast un könnt us öwer use Regierung nich beklagen, denn wat Se dor seggt hebbt, Herr, von „kathol'sch wer'n" dat is ja luter dumm Tüg, dat löwt Se ja sülwst nich. Dat sünd Redensarten, de ward in de Weld settet, üm den gemeenen Mann uptorutschen; dat is achtunveertig ok so wäsen, as de Afkaten 'rümreist sünd un Reden hölen un as dat heten hett, Stüern un Afgawen bruk Nüms mehr to betahlen un de Jagd wör free un de König schöll wegjagt wer'n. Süh, ick woll man seggen, ick bin man en 'ringen Mann, awer mi is dat in de School lehrt worr'n, dat wi usen König in Ehren holen un em treu bliewen schöllt, wenn Noth an den Mann tritt, süh, un ick hev minen König ehrlich deent, hev bi de Gardejägers stahn un wer hier wat up den König seggen will, de kriggt dat mit mi to dohn! Verdammt in de Eck! . . ." Hier schlug der Mann vom Kirchspiel Schneverdingen dermaßen mit der Faust auf den Tisch, daß die darauf stehenden Gläser und Schüsseln klirrend in die Höhe fuhren.

„Mak keen Morach, Hinnerk," sagte der Wirth, der bislang theilnahmlos hinter der Toonbank gestanden hatte, jetzt aber hervortrat und dem Aufgeregten die Hand auf die Schulter legte und ihn durch gütliches Zureden zu besänftigen suchte. „Man kennt Di ja gar nich wedder, Minsch, Du deihst ja doch süß keen Kind wat. De Sak is dat ja gar nich werth, dat Du dorüm so upbegehren deihst."

„Wat?! de Sak is dat nich werth?! — De Herr will use Regierung slecht maken un up den König schimpen, wat so'n hartensgooden Mann is! Dat schöll mi nich grillen?! Ick hev öft noog up Posten stahn vör'n Slott in Herrenhusen, un wenn de König Middags mit sienen Adjedanten in den Garden spazieren güng, denn is he mehrmals an mi 'rankamen un hett mi fragt, wo ick to Hus hör, ob min Oellern noch lewen un so wieder — jüst as wenn ick mit minesglieken snack, so hett de Mann to mi spraken, un Mannigeen, de süß keen Recht finnen könn, de hett et bi den König in Hannover funnen, dat weet ick ut egen Erfahrung — un denn will de Herr hier seggen, den König sien Soldaten de sugt de Uennerdanen dat Mark ut'n Knaken! Süht de Herr mit sien Sweelpans danah ut, as wenn em en dat Mark ut'n Knaken sagen hett, woll ick man seggen — wat?! Verdammt in de Eck! . . ." Wieder fuhr mit

einem fürchterlichen Krach die Faust des ehemaligen Gardejägers auf den Tisch hernieder und diesmal in einer so gefährlichen Nähe des Herrn Isermeyer, daß dieser erschrocken in die Höhe sprang und Hut und Stock ergriff. Mit größter Schnelligkeit war er bestrebt, die offene Thür zu erreichen. Auf der Schwelle drehte er sich um und drohte seinem Gegner mit dem winzigen Rohrstöckchen, welches er in der Hand trug. „Wenn ick mi nich to gebildet höl," rief er mit wüthendem Blick, „denn woll ick Ihnen mal up annere Wies' tor Antword kamen!"

Der Mann aus der Heide wollte auf den Drohenden los, aber der Wirth trat dazwischen und so gewann Herr Isermeyer genügend Zeit, sich in Sicherheit zu bringen und sich gleichzeitig dadurch der Versuchung zu entziehen, gegen die Grundsätze zu sündigen, deren Befolgung die höhere Bildung ihm zur Pflicht machte.

Damit war dieser Zwischenfall erledigt. Die Aufregung des entrüsteten Heidebewohners legte sich sehr rasch, der Humor kam zum Durchbruch und gab der ganzen Angelegenheit einen passenden Abschluß. Der Wirth lachte, der Schneverdinger lachte und auch mein Vater und ich lachten, natürlich alle auf Kosten des Herrn Isermeyer und über den komischen Anblick, den er gewährte, als er fauchend und prustend und das Spazierstöckchen als Vertheidigungswaffe schwingend seinen Rückzug nahm.

Der ehemalige Gardejäger stopfte sich dann in aller Gemüthsruhe eine Pfeife, rückte den auf der Achsel hängenden Spaten zurecht und drückte sein Bündel fester unter den Arm. Er wollte, wie er sagte, noch an demselben Abend nach der Elbinsel „Oßwarder" hinüber. „Na, Kinners, bliewt munter mit 'nanner! Adjüs ok!" rief er und dann wandte sich seine breitschulterige Gestalt der Thür zu.

6.

Der erste Tag in Lüneburg.

Am Morgen des folgenden Tages waren wir zu guter Zeit wach. Wir benutzten den Frühzug und erreichten bald das alte ehrwürdige Lüneburg. In einer Wirthschaft in der Nähe der Nicolaikirche, wo vorwiegend Landleute verkehren, hielten wir Einkehr. Alles war dort alterthümlich. War man von der Straße aus in einen langen Gang eingetreten, so hatte man zur Linken die Schenkstube, über deren Eingang zwei in Holz geschnitzte Wappenbilder angebracht waren mit der Jahreszahl 1510. Zu diesen Wappen über der Thür paßte auch die mittelalterliche Einrichtung des Zimmers, welche im Laufe der Jahrhunderte offenbar wenig Veränderungen erlitten hatte. Die Wände waren mit einem braunen Holzgetäfel bekleidet, in schmalen, schrankartigen Abtheilungen mit hervorspringenden Pfeilern. Der zwischen der gleichfalls getäfelten Decke und der Wandbekleidung sich hinziehende Fries zeigte allerlei roh in Holz geschnitzte Bildwerke, theils menschliche Figuren, theils allerlei fabelhaftes Gethier vorstellend. — Noch heutigen Tages, wenn mein Weg mich ab und zu nach Lüneburg führt, liebe ich es, jenes Schenkzimmer aufzusuchen und mich bei einem Glase Bier in allerlei Betrachtungen zu vertiefen. Die Zeiten und die Besitzer des Hauses haben gewechselt, aber die Einrichtung der Schenkstube ist dieselbe geblieben, wie sie vor 25 Jahren, ja vor — Jahrhunderten war. In dieser „altdeutschen Bierstube“ ist alles echt, und deshalb gefällt es mir hier ein gut Theil besser, als in jenen altdeutsch ausstaffirten, mit allerlei Firlefanz vollgepfropften Schankstätten, wie die heutige Mode sie überall gleich Pilzen erstehen ließ.

Beim Frühstück erfuhren wir durch andere Gäste, daß an jenem Tage (es war der 14. April) Vormittags zur Feier des Geburtstages der Königin eine Parade des Königin-Husarenregiments auf dem Exercierplatz vor dem Lünerthore stattfinde. Dies militärische Schauspiel durften wir uns natürlich nicht entgehen lassen. Eine halbe Stunde später befanden wir uns unter den Zuschauern, welche sich auf dem am Exercierplatze sich hinziehenden Wall recht zahlreich zusammen gefunden hatten. Bald darauf erschienen in vollem Paradestaat die in der naheliegenden Kaserne garnisonirenden Schwadronen und rückten auf den Platz, wo alsbald der Vorbeimarsch vor dem Regimentscommandeur begann. Da dies die erste Parade war, der ich beiwohnte, so war ich ganz hingerissen von dem Anblick der stolzen Reiterschaar, die unter den Klängen des „Heil unserm König, Heil!" in schönster Haltung vorüberritt. Die breiten, blitzenden Klingen, die hohen Bärenmützen und weißbeschnürten Dolmans und Pelze, die wehenden Standarten (unter denen sich auch ein im Kriege erbeuteter Danebrog befand), die feurigen, schnaubenden Rosse, die in leichtem geschmeidigem Gange nach dem Tact der Musik aufzutreten schienen — das alles gewährte im Glanze der Frühlingssonne einen prächtigen Anblick und machte auf mein jugendliches Herz einen unauslöschlichen Eindruck. Noch oft, nach Jahren, wenn ich einmal wieder in der Allee am Exercierplatz mich erging, lebte die Erinnerung an jene Parade wieder in meinem Herzen auf und ich meine, ich hätte alles wieder vor mir gesehen, wie einst in alter schöner Zeit . . .

Es reiten die alten Schwadronen
Vorüber in stolzen Reih'n,
Die Rosse schnauben, es blitzen
Die Säbel im Sonnenschein. —

Im Laufe des Tages erledigten wir die Formalitäten, welche zu meiner Aufnahme erforderlich waren. Der Bataillonsarzt Dr. B. erklärte mich für diensttauglich. Der Districtscommissar, Oberstlieutenant von H., dem ich mich gleichfalls vorstellte, empfing meinen Vater und mich sehr freundlich und gab uns die Zusicherung, daß ich, obschon noch nicht völlig 17 Jahre alt, dennoch eingestellt werden würde. „Aber, mein Sohn", sagte er, als wir uns verabschiedeten, „was willst Du bei den Jägern? In Lüneburg bei der Infanterie mußt Du eintreten, das ist besser für Dich."

Dasselbe hatte mir auch schon der Arzt gerathen; er meinte, bei der Infanterie würde ich rascher vorwärts kommen, während bei den Jägern, wo alljährlich viele Freiwillige einträten, das Avancement erheblich langsamer von Statten ginge. So war ich denn wiederum in einen Zwiespalt versetzt worden und sah mich neuen Enttäuschungen gegenüber. Wieder sollte ich auf der Leiter meiner Wünsche einige Stufen niedriger steigen, statt der grünen Jägeruniform sollte ich den blauen Rock des Infanteristen tragen und statt der geräuschvollen Residenzstadt mit all ihren Sehenswürdigkeiten zeigte sich mir als demnächstiger Aufenthaltsort die stille wallumschlossene Stadt an der Ilmenau. Ich wollte das Zweckmäßigkeitsprincip, das allein Anlaß dieser veränderten Sachlage war, nicht recht anerkennen, aber meinem Vater leuchtete es dafür um so eher ein. Er redete eindringlich auf mich ein, und als gehorsamer Sohn fügte ich mich bald seinem Willen. Im Grunde genommen war ja der Dienst bei der Infanterie gerade so ehrenwerth als derjenige bei irgend einer anderen Truppe, und dann hatte Lüneburg als Garnison das Gute, daß zu dem Rekrutirungsbezirk des 2. Bataillons des dortigen 5. Infanterie-Regiments auch mein Heimathsdorf gehörte. Fast in jeder Compagnie dienten Burschen aus jener Gegend, so daß ich mich nirgendwo ganz fremd fühlen konnte.

Da meine Angelegenheiten nun so weit wie nöthig geordnet waren, die eigentliche Einstellung aber erst einige Tage später stattfand, so hielt mein Vater seine Anwesenheit in Lüneburg nicht länger mehr für nöthig. Er reiste am folgenden Tage ab und überließ mich meinem Schicksale.

Ich fühlte mich in der fremden Stadt und unter all den fremden Leuten, von denen ich mich umgeben sah, recht verlassen und es kam allmählich ein Gefühl über mich, welches große Ähnlichkeit mit Heimweh hatte. Ich kämpfte tapfer dagegen an und suchte meine trübe Stimmung dadurch zu verscheuchen, daß ich mich fleißig auf den Wällen und in den Straßen der Stadt erging; auch auf die Umgebung der Stadt dehnte ich meine Spaziergänge aus. Das Gefühl des Verlassenseins verlor sich bei diesen Wanderungen mehr und mehr und in ziemlich guter Verfassung erreichte ich den Tag der Einstellung.

In einem Wirthslocale an der Neuen Sülze hatten sich die zum Militärdienst Ausgehobenen am Morgen des 16. April zu stellen. Ich wurde brauchbar befunden, in die Listen eingetragen und der 6. Compagnie des 5. Infanterie-Regiments

zugetheilt. Mit den andern der Compagnie überwiesenen Mannschaften, insgesammt etwa 30 Mann, marschierte ich unter Führung eines Unterofficiers nach dem Compagnieboden, welcher sich in einem Hintergebäude der an der Grapengießerstraße belegenen F. .schen Gastwirthschaft befand.

Hier wurden wir mit einem Anzuge, bestehend aus Tuchhose, Ärmelweste, Halsbinde und Feldmütze, außerdem mit einem Quartierbillet, auf einen Tag lautend, versehen. Sodann wurden wir mit der Weisung entlassen, uns am Morgen des nächsten Tages pünktlich zu einer bestimmten Stunde auf dem Schloßhofe einzufinden.

7.

Das fidele Quartier.

Das Quartier, welches mein Billet mir nachwies, befand sich in einer entlegenen Gasse in der Nähe des Rothen Thores. Ich fand das kleine bescheidene Häuschen sehr bald auf; es lag mit dem schmalen Giebel nach der Straße. Das mittelalterliche Backsteinmauerwerk sowie der überwölbte, nischenartige Thüreingang ließen auf ein ehrwürdiges Alter schließen. Auf dem schmalen Hausflur trat mir die Wirthin entgegen, eine recht ansehnliche Frau in den vierziger Jahren. Als ich ihr das Billet überreicht hatte, betrachtete sie mich eine Weile von Kopf bis zu Fuß, dann schlug sie, anscheinend sehr verwundert, die Hände zusammen und rief in die halbgeöffnete Thür der Wohnstube: „O Minna, wat för'n lütten Soldaten hebbt wi da kregen!"

Minna — die Tochter der Wirthin, wie ich später erfuhr — erschien auf der Schwelle. Sie war etwas leicht und nachlässig bekleidet, aber sie war jung und recht hübsch von Gestalt und Ansehen.

Fräulein Minna schien gleichfalls etwas überrascht zu sein, doch war sie augenblicklich nicht im Stande, ihr Erstaunen durch eine Handbewegung oder durch einen Ausruf zu bekräftigen; sie hielt nämlich zwischen den Lippen eine Haarnadel und die Hände gebrauchte sie, um ihr blondes dichtes Haar, welches ihr wirr um Stirn und Nacken hing, nothdürftig zu ordnen und am Hinterkopfe zu einem Knoten aufzuwickeln. Mit einer einladenden Kopfbewegung unterstützte das junge Mädchen ihre Mutter, welche mich inzwischen wiederholt zum Eintritt in das Zimmer aufgefordert hatte.

Ich folgte zögernd dieser Einladung. Da ich mich dabei wohl etwas linkisch und verlegen zeigte, so kam Fräulein Minna, die inzwischen ihre Hände frei bekommen hatte, mir in liebenswürdiger Weise zu Hülfe; sie frug nach meinem Namen

und befreite mich gleichzeitig von den „Königlichen Montirungsstücken“, die ich noch immer krampfhaft unter dem linken Arme fest hielt. Sie hing Ärmelweste und Tuchhose an den ersten besten Nagel, faßte mich dann am Arme und führte mich zu dem im Zimmer befindlichen altmodischen Sopha. In einer Ecke desselben mußte ich mich nieder lassen, während sie selber sich mir gegenüber auf einen Stuhl setzte und sofort in lebhafter und unbefangener Weise zu plaudern begann. Inzwischen war die Mutter des jungen Mädchens beschäftigt, den Tisch zu decken und das Mittagsessen aufzutragen. Als sie damit fertig war, versetzte sie mir einen vertraulichen Schlag auf die Schulter. „So, min lütt Soldat, nu laten Se sick dat good smecken. Se möt ganz so dohn, as wenn Se hier to Hus hört.“

Allerdings fühlte ich mich nach einigen Stunden Aufenthalt in meinem Quartiere denn auch ganz wie zu Hause. Meine Befangenheit sowie die Anwandlungen von Heimweh, welche sich während des letzten Tages verschiedentlich bemerkbar gemacht hatten, waren völlig verschwunden. Meine Wirthin schien mir der Inbegriff aller Herzensgüte und Liebenswürdigkeit zu sein, und als Fräulein Minna ihr etwas dürftiges Morgengewand mit einem grauen gutsitzenden Kleide vertauscht und ihr üppiges Haar recht hübsch geordnet hatte, konnte sie, so meinte ich, an Schönheit mindestens mit einer Prinzessin wetteifern. Aber nicht allein schön und liebenswürdig war die junge Dame, sondern auch praktisch. Sie hatte irgendwo in einem Winkel des Hauses eine Knopfgabel aufgefunden, welche von einer früheren Einquartierung dort zurückgeblieben sein mochte. Sie unterwies mich in der Handhabung dieses Instrumentes und versetzte mittelst eines Lederlappens und etwas Putzpulvers die erblindeten Knöpfe meiner Ärmelweste in einen solch' strahlenden Glanz, daß selbst das Auge des diensteifrigsten Corporals daran seine Freude gehabt haben würde.

Ich hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als mich in das mir angewiesene Bodenkämmerchen zu begeben und mich „in Uniform zu werfen“. Soviel ich in einem Stückchen Spiegelglas, welches sich in dem Schlafraum vorfand, wahrnehmen konnte, stand mir die kriegerische Gewandung gar nicht übel. Die Ärmelweste war allerdings reichlich weit. Dies Bekleidungsstück war eine Jacke ohne Schooß, sie verlieh ihrem Träger etwas Unfertiges, Abgeknapptes und erinnerte lebhaft an ein Insekt, welches sich noch in der Verwandlung befindet. Die Ärmelweste

war bei dem gemeinen Mann nie beliebt gewesen, sie stand daher auch längst auf dem Aussterbeetat und wurde nur noch als Zugabe zu den sonstigen reichlich vorhandenen Bekleidungsstücken ausgegeben.

Die Feldmütze keck aufs Haupt gedrückt, erschien ich in vollem Wichs unten in dem Wohnzimmer meiner Wirthsleute. Im Allgemeinen gefiel meine Erscheinung, im Besonderen aber tadelte Fräulein Minna die ungebührliche Brustweite meiner Ärmelweste. Ich hätte allerdings in dem leeren Raum, der „zwischen Brust und Tuchgewand“ verblieb, ganz bequem ein Commisbrod fortschmuggeln können, aber ich tröstete mich nach Bauernweise mit dem „Towaß“; wie mit der Zeit der Kürbis eine leere Flasche, in die er im ersten Entwickelungsstadium hineingeleitet worden, völlig auszufüllen vermag, so hoffte ich auch mit der Zeit den leeren Raum meiner Ärmelweste zu überwinden. Die Wirthin pflichtete mir darin bei, keineswegs aber Fräulein Minna. Kurz entschlossen, ergriff sie ein Messer und schnitt im Nu sämmtliche Knöpfe von der Weste herunter. Bevor ich Zeit hatte, mich von dem Schrecken über diesen Vandalismus zu erholen, hatte Minna mit ihren zierlichen weißen Fingern schon ein Stück Kreide ergriffen und die neuen Stellen bezeichnet, wohin von Rechtswegen die Knöpfe gehörten. Hierauf mußte ich mich ohne Verzug des Monturstücks entledigen. Gar emsig ließ das junge Mädchen sodann die mit blauem Zwirn gefädelte Nadel durch das harte und steife Militairtuch gleiten und in kurzer Zeit war meine Ärmelweste in einen Zustand versetzt worden, der Menge und Zeit des „Zuwachses“ auf ein sehr geringes Maß herunterdrückte. Daß meine liebenswürdige Wirthstochter durch diese kühne und entschlossene That noch bedeutend in meiner Achtung stieg, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Als der Abend herannahte, erschien auch die Wirthin in recht hübscher Kleidung, welche ihr Äußeres in vortheilhaftester Weise hob. Es schien mir auch fast, als ob ihr Gesicht wie durch Zauberhand einen jugendfrischen rosigen Schimmer bekommen habe, den ich zuvor nicht wahrgenommen hatte. Ich hatte aber nicht Zeit, über diese angenehme Veränderung Betrachtungen anzustellen. Fräulein Minna, deren Vielseitigkeit sich in immer günstigerem Lichte zeigte, hatte es nämlich unternommen, mich mit den Touren eines neumodischen Tanzes bekannt zu machen, zu diesem Zwecke faßte sie mich, der ich vom Tanzen ungefähr

soviel verstand, wie die Krähe vom Sonntag, mehrmals recht fest um die Hüfte und wirbelte mit mir wie toll im Stübchen herum. Die doppelte Bahn, welche ich dabei zurücklegen mußte, indem ich mich nämlich zunächst um meine eigene Axe drehte und außerdem noch einen Kreis um den Mittelpunkt des Zimmers beschrieb, verursachte mir, wie ich bestimmt glaube, mehr Schwierigkeiten, wie Mutter Erde der Reigen, den sie alljährlich um die Sonne tanzt.

Die Tanzstunde wurde unterbrochen durch die Vorbereitungen zur Abendmahlzeit. Es mußte der im Zimmer befindliche Klapptisch auf das Doppelte seiner Größe hergerichtet werden, wodurch der Kreis, den Fräulein Minna und ich bislang im Tanze beschrieben hatten, zu einer so schmalen Ellipse eingeengt wurde, daß eine Fortsetzung der Übungen höchst bedenklich erschien.

Nach dem Abendessen holte die vielseitige Schöne ein Spiel Karten herbei und, wie vorhin im Tanzen, so wurde mir jetzt eine Lection im Sechsundsechzig ertheilt. Dieses Spiel war damals sehr beliebt, obschon es seiner Einfachheit halber keine Veranlassung bot, in der inbrünstigen und tiefgründigen Weise gepflegt zu werden, wie das edle nationale Dreimännerspiel der heutigen Zeit. Ich gab mir alle Mühe, mich auch im Kartenspiel als gelehriger Schüler zu erweisen, da ich aber mehr Aufmerksamkeit auf die Dame, welche mir gegenübersaß, als auf die Dame im Spiel verwandte, mehr auf das Spiel der blauen schelmischen Augen meiner Lehrmeisterin, als auf die Augen der Karten, die ich in der Hand hielt, sah, so waren meine Fortschritte nur gering. Wir legten daher die Karten bald fort und plauderten nun noch ein Stündchen von allerlei nichtssagenden Dingen. Die Mutter des jungen Mädchens wurde dabei leider sehr bald von Müdigkeit heimgesucht, ihre Hände, die mit einem Strickzeug beschäftigt waren, wurden immer lässiger in ihren Bewegungen und ab und zu ließ ein flüchtiges Einnicken sowie ein halbunterdrücktes Gähnen erkennen, daß die gute Frau im höchsten Grade der Ruhe bedürftig war. Ich hielt es daher für schicklich, mich zu empfehlen und den Damen ehrerbietigst „gute Nacht" zu wünschen. Mit einem Stümpfchen Talglicht in der Hand, welches Fräulein Minna angezündet und mir hergereicht hatte, stieg ich die schmale Stiege zu meinem Kämmerchen hinauf. Nachdem ich in dem dreieckigen Spiegelscherben die Umrisse meiner werthen, von der Ärmelweste umhüllten Persönlichkeit noch einmal bei Talglichtbeleuchtung

wohlgefällig betrachtet hatte, legte ich mich mit dem angenehmen Bewußtsein ins Bett, daß ich alle Ursache habe, den ersten Tag, den ich im „bunten Rock" verbrachte, als einen recht lehrreichen zu betrachten und daß ich somit auf den Verlauf dieses Tages mit voller Befriedigung zurückblicken könne.

In der Nacht erwachte ich durch ein Geräusch. Es war mir, als ob aus dem Wohnzimmer die Stimmen von Männern sowie halblautes Trällern und Singen einer weiblichen Stimme, unterbrochen von Zeit zu Zeit durch Gelächter und Gläserklingen, heraufschallte. Ich schlief aber sehr bald wieder ein und als ich am andern Morgen erwachte, war ich mir nicht völlig klar darüber, ob das Geräusch, was ich glaubte in der Nacht vernommen zu haben, Wirklichkeit gewesen sei, oder ob ich nur geträumt habe. Ich nahm mir vor, die Wirthin darüber zu befragen; gleichzeitig fiel mir ein, daß ich am Tage zuvor ganz versäumt hatte, mich nach dem „Herrn des Hauses" zu erkundigen. Auch dies gedachte ich nachzuholen. Die Frau zeigte sich aber beim Kaffee sehr wortkarg, auch sah sie abgespannt und übernächtig aus, so daß ich sie mit meinen Fragen nicht behelligen mochte. Fräulein Minna wurde gar nicht sichtbar. Sie litt, wie die Wirthin mir mittheilte, an heftigen Kopfschmerzen und war daher einstweilen noch nicht im Stande, aufstehen zu können.

Ich wurde durch die betrübende Aussicht, daß ich die blaßwangige, blauäugige Schöne nicht mehr sehen sollte, etwas verstimmt, doch ermangelte ich nicht, der Mutter des jungen Mädchens in theilnahmsvollen Worten mein aufrichtiges Bedauern kundzugeben. Die Wirthin gab mir beim Aufbruch bis zur Hausthür das Geleit; sie lud mich mit freundlichen Worten ein, sie und ihre Tochter recht bald einmal wieder zu besuchen; ich würde, wie sie sagte, in ihrem Hause zu jeder Zeit eine gastliche Heimstätte finden. Selbstverständlich versprach ich mit Freuden, dieser gütigen Einladung später gerne Folge leisten zu wollen. Dies mit der größten Aufrichtigkeit gegebene Versprechen wurde aber dennoch niemals von mir erfüllt. Ich muß darauf verzichten, die Gründe, welche mich rechtfertigen könnten, hier näher zu erörtern, selbst auf die Gefahr hin, daß ich bei einem Theil meiner Leser in den Verdacht arger Undankbarkeit gerathen könnte.

8.

Hannoversche Garnison- und Armeeverhältnisse.

In Lüneburg waren für das dort garnisonirende Infanterie-Regiment Kasernen nicht vorhanden. Sämmtliche Mannschaften, Unterofficiere und Officiere wohnten in bürgerlichen Quartieren. Für den ersten Monat der Dienstzeit wurde den neueingetretenen Mannschaften auf Kosten der Militärverwaltung ein sogenanntes Freiquartier gewährt, welches durch Billet angewiesen wurde. Später konnte jeder sich selber nach Belieben Quartier verschaffen. Die Quartierwirthe, welche meistens dem kleinen und mittleren Bürgerstande angehörten, waren je nach ihren Verhältnissen zur Unterbringung und Verpflegung von 2, 4 oder 6 Mann eingerichtet; oft wohnten auch noch mehr Leute in einem Hause. Die Gestellung von Quartieren gewährte den Bürgern der Stadt einen willkommenen Nebenerwerb. Da es den Mannschaften gestattet war, in ihrer dienstfreien Zeit sich nach Belieben in gewerblichen oder landwirthschaftlichen Betrieben Beschäftigung zu suchen, und von dieser Erlaubniß ein weitgehender Gebrauch gemacht wurde, so traten Soldaten und Bürger vielfach in nähere Beziehung zu einander, wodurch dann wiederum sich meistens ein angenehmes, familiäres Verhältniß herausbildete. Die Möglichkeit, daß ein solcher Verkehr „destructiv" auf den Soldaten einwirken könnte, war damals natürlich völlig ausgeschlossen.

Fast jeder Quartierwirth, selbst die zur Miethe wohnenden, hatten einen kleinen, mit Gemüse, Kartoffeln und sonstigen Früchten bestellten Acker irgendwo vor dem Thore, entweder in Pacht oder als Eigenthum. Die Bestellung desselben fiel in der Regel dem einquartierten Infanteristen zu. Auch sogar der

„emsig waltenden Hausfrau" erstand in „ihrem Soldaten" meistens eine sehr willkommene Hülfe, er trug willig Holz, Kohlen und Wasser für die Küche herbei und wenn er Mittags oder Nachmittags vom Dienst nach Hause kam, so rückte ihm gleich die gesammte Kinderschaar aufs „Logis", die in der Regel bei ihm besser aufgehoben war, als bei der sorgsamsten Kindergärtnerin, ja es geschah wohl oft, daß das Kleinste in der Wiege, wenn es die blanken Knöpfe und den bunten Kragen in der Nähe sah, schreiend die Aermchen ausstreckte und sich nicht eher zufrieden gab, als bis der Infanterist es auf den Arm genommen und es durch allerlei Tändelei und Spiel beruhigt hatte.

Ja, das waren patriarchalische Zustände, die nie wiederkehren werden und die ein Kind der heutigen Zeit, das nur das Soldatenleben in der Kaserne kennt, schwerlich wird begreifen können. Mancher, der dies liest, wird spöttisch die Achsel zucken und etwas vor sich hinsprechen von Stadtsoldatenthum, Bürgerwehr, Knüppelgarde u. s. w., oder er wird vielleicht auch fragen: „Ja, wo blieb denn dabei die Ausbildung des Soldaten, der kriegerische Sinn, die Mannszucht?" Wer aber so fragt, der giebt dadurch kund, daß er das Wesen und den Geist der hannoverschen Armee nicht kannte. Die Erziehung des hannoverschen Soldaten beruhte eben auf einer ganz anderen Grundlage, als derjenigen, die in der Armee eines großen Nachbarstaates, weil dort andere Verhältnisse mitsprachen, maßgebend sein mußte. Ein Kenner der hannoverschen Armee schreibt: „Die hannoversche Infanterie hatte in der Kriegsgeschichte von jeher den Ruf, derb und kräftig, ausdauernd im Ertragen von Strapazen und muthvoll im höchsten Grade zu sein. Vor allem aber zeichnete sie sich aus durch unbegrenztes Vertrauen und Liebe zu ihren Officieren und Unterofficieren, gepaart mit strengster Disciplin. Diese schönsten Eigenschaften des Soldaten gründeten sich auf die wohlwollende und stets gerechte Behandlung, welche er in seiner Dienstzeit erfuhr."

Daß die Armee eines solchen Lobes auch 1866 noch würdig war, zeigte sie zuguterletzt am Tage von Langensalza. In Betreff der Mannszucht braucht man nur zu lesen, was die Zeitungen in Feindes Land in jenen Tagen Rühmendes über uns schrieben. Aber noch härter, als in Feindes Quartier, sollte die hannoversche Disciplin am Tage der Capitulation auf die Probe gestellt werden. Wie wäre es an jenem schrecklichen

Tage, der nach glänzend erkämpftem Siege eine völlige Waffenstreckung brachte, den Officieren und Unterofficieren möglich gewesen, die Truppen zusammen zu halten, wenn nicht ein vortrefflicher Geist, eine ausgezeichnete Mannszucht in der Armee geherrscht hätte!

Fragt nun ein Zweifler weiter, wie man mit einer Truppe, die nur 18 Monate activ diente (allerdings dann in den folgenden drei Sommern jeweilig einen Monat zur Uebung eingezogen wurde) solche Erfolge erzielen konnte, so mag von vornherein bemerkt werden, daß auf das Stramme, Schneidige, auf die menschenquälerischen, nichts nützenden ewigen Wiederholungen längst erlernter Uebungen nicht soviel Zeit verwandt wurde, wie dies wohl anderswo geschieht, man kam vielmehr der Individualität des einzelnen Mannes entgegen, suchte seine Intelligenz zu wecken und ihn in Güte und Freundschaft dahin zu bringen, daß er mit Lust und Liebe seinen Dienst versah. Man verschonte ihn mit allen unnöthigen Plackereien und gab ihm hinreichend freie Zeit, um sich als Mensch unter Menschen zu fühlen, während man andererseits wieder nichts versäumte, was eine kriegstüchtige Ausbildung fördern konnte. Vereinfachungen, wie sie in der Armee der Neuzeit erst seit einigen Jahren bekannt sind, z. B. das Rangieren in zwei Gliedern, das Marschieren zu Vieren (Doublieren), die Griffe „Gewehr über" und „Gewehr ab"*), das Präsentieren von „Gewehr über", der Parademarsch mit „Gewehr über", das Signalgeben mit der Pfeife u. s. w. waren in der hannoverschen Armee schon längst eingeführt; auch das Bajonettfechten, auf welches jetzt wieder mehr Werth gelegt wird, war bei der hannoverschen Infanterie schon zu einem hohen Grade der Entwickelung gebracht worden.

In gleich vorzüglicher Weise war auch die Cavallerie, die aus lauter freiwillig dienenden Leuten bestand, ausgebildet. Der hannoversche Cavallerist war ein kühner, entschlossener Reiter, der sein edles Roß in jeder Lage mit großer Sicherheit zu gebrauchen wußte und der vom Schwadronsfechtmeister im Fechten Mann gegen Mann (nicht blos im sogenannten Hiebemachen) auf das Gründlichste ausgebildet worden war. Was nun schließlich die Artillerie anbetrifft, so braucht davon nicht

---

*) Das hannoversche Commando lautete: „Senkt's Gewehr!" und „Ab's Gewehr!"

weiter gesprochen zu werden; die hannoversche Artillerie war von jeher eine bevorzugte Truppe und besaß schon zu Scharnhorsts Zeiten den Ruf, daß sie Vorzügliches leiste.

Hervorragend war auch bei der hannoverschen Armee das Kameradschaftsgefühl ausgebildet. Die Art und Weise der Aushebung und Anwerbung brachte es mit sich, daß die jungen Leute aus abgegrenzten landschaftlichen Bezirken auch in Reih und Glied zusammenstanden. Sie bildeten dort eine festgeschlossene Masse, die, wie man zu sagen pflegt, wie Pech und Schwefel zusammenhielt. Als bei Menin am 30. April 1794 der hannoversche Generalmajor von Hammerstein es unternahm, sich mit 1800 Mann Infanterie durch 20 000 Franzosen unter Moreau und Vandamme durchzuschlagen, und mit seiner kleinen Schaar die noch dazu zum großen Theile aus Rekruten bestand, im frühen Morgengrauen vor den Thoren Menins in die dicht geschlossenen Colonnen des Feindes mit dem Bajonett einbrach, da gingen wie ein Lauffeuer die Worte durch die Reihen der Hannoveraner: „Jungs wi möt fast tosamen holen, anners sünd wi Alle verloren!“ und nur in Folge dieses kameradschaftlichen Zusammenhaltens und unter fortwährendem Bajonettkampf, der sich stundenweit durch Felder und Dörfer hinzog, gelang es der todesmuthigen Schaar, die gewaltige Uebermacht des Feindes siegreich zu durchbrechen.

Mögen daher Unkundige unsere kleinstaatliche Armee und ihre Einrichtungen gerne verspotten: Jeder, der von der Sache mehr versteht, wird den Vorzügen, die sie unstreitig besaß, gerecht werden müssen. Mochte es immerhin in mancher Hinsicht bei uns etwas patriarchalisch und gemüthlich zugehen — wir standen dennoch allezeit unsern Mann. Wir konnten es vertragen, daß man uns frei mit den Bürgern verkehren ließ, daß man uns so wenig wie möglich Zwang anthat und uns mit ehrverletzenden Redensarten, mit „Backpfeifen“, Püffen und noch schlimmeren Mißhandlungen verschonte — wir konnten noch mit Wahrheit und aus vollem Herzen singen: „Wir lustigen Hannoveraner“ oder „O welche Lust Soldat zu sein!“

9.

Im Freiquartier bei Meister Dömitz.

Das Quartierbillet, welches mir am Morgen des 17. April eingehändigt wurde und mir bis zum 17. Mai ein Freiquartier anwies, führte mich zu einem Schneider, der in einem Hause an der Papenstraße eine Treppe hoch eine Miethswohnung inne hatte. Das geweißte Stübchen, welches mir und einem gleichzeitig dorthin verwiesenen neueingestellten Kameraden Th. aus Celle fortan als Wohnung dienen sollte, enthielt zwei Betten, deren jedes für zwei Mann bestimmt war. Recht hart war der Strohsack, dünn die Decke und grob waren Leintücher und Bezüge, aber alles war rein gewaschen. Schränke und Borte an den Wänden dienten zur Aufnahme von Monturstücken und sonstigen Sachen. Ein grober, tannener, mit unzähligen eingeschnittenen Namenszügen verzierter Tisch, sowie 3—4 einfache Holzschemel bildeten die übrige Ausstattung. Als künstlerischer Schmuck dienten an Wand und Stubenthür geklebte Holzschnitte aus Journalen und Stücke von Neu-Ruppiner Bilderbogen. Unter den letzteren befand sich eins, welches einem gereimten Bilderalphabet entnommen war und einen auf Posten stehenden Soldaten darstellte. Der darunter befindliche Reimvers zeichnete sich mehr durch die unanfechtbare Wahrheit seines Inhalts als durch Poesie aus. Er lautete:

> Auf Schildwacht stehn muß der Soldat,
> Das Schilderhaus gehört dem Staat.

War die ganze Einrichtung des Zimmers auch eine dürftige, fast ärmliche, so war dasselbe doch überall sauber gehalten, selbst der Fußboden aus hartem Gyps, ein s. g. Estrich, wie man solche in alten Häusern Lüneburgs noch heutigen Tages

häufig findet, war frisch gescheuert. An unser „Logis“ stieß eine schmale dunkle Küche, in die niemals ein „belebender Strahl des Taggestirns“ zu dringen vermochte, und von der Küche führte eine Thür in das Wohn- und Arbeitszimmer unseres Quartierwirths. Dasselbe war ebenfalls nur klein und mit wenigem dürftigem Mobiliar versehen, aber durch die Sauberkeit, welche sich auch hier überall zeigte, machte es einen wohlthuenden Eindruck, der noch verstärkt wurde durch einen freien Ausblick, den das Stübchen nach Süden über die Dächer der gegenüberliegenden niedrigen Häuser hinweg gewährte.

Mein Quartierwirth war ein fröhliches, jederzeit zu Scherz und Kurzweil aufgelegtes Schneiderblut; er saß Tag für Tag auf seinem Tisch und nähte Soldatenröcke, die ihm zugeschnitten und mit den nöthigen Zuthaten von dem Regimentsschneider überliefert wurden. Er fand dabei ausreichenden Verdienst und lebte mit seiner Frau — ein erwachsener Sohn war bereits in der Fremde — wenn auch in bescheidenen, so doch in glücklichen und zufriedenen Verhältnissen.

Meister Dömitz — dem Aeußern nach ein gedrungenes Kerlchen im Alter von etwa 50 Jahren, mit bartlosem, freundlichem Gesicht — war Mecklenburger von Geburt, jedoch schon seit 25 Jahren in Lüneburg ansässig und dort vollständig eingebürgert. Er liebte es, von seinen Wanderfahrten und Jugenderlebnissen zu erzählen und wußte seinen Geschichten meistens einen scherzhaften Anstrich zu geben. Ich hörte ihm gerne zu und saß an dienstfreien Nachmittagen manches Stündchen an seinem Arbeitstische, auf welchem er nach Schneiderart mit untergeschlagenen Beinen hockte, den Soldatenrock, an welchem er nähte, auf den Knieen haltend und dabei aus einem kurzen Pfeifchen schmauchend. Die Meisterin, welche eine Anzahl von Jahren älter war, als ihr Herr Gemahl, war in ihrem Wesen ernst und gesetzt, ganz das Gegentheil von dem fidelen Meister Dömitz. Wenn Letzterer in seiner lebhaften und spaßigen Weise erzählte, so verstand die Meisterin, welche etwas schwerhörig war, oft nicht alles, was ihr Mann vorbrachte. Sie pflegte sich dann in ihrer ernsten gewissenhaften Weise an mich zu wenden und zu sagen: „Se möt' Dömitzen nich alles glöwen, wat he seggt, he kann dat ole Spaßmaken nich laten. So is he all jümmer wesen, so lange as ick em kenn, un so bliwt he ok.“

„Wat Du nu wedder hest, Mudder,“ rief der Meister eines Tages, als er in seinen Erzählungen durch seine Ehe-

hälfte in ähnlicher Weise unterbrochen worden war — „kannst doch nich anners, mußt mi jümmer in slechten Kredit bringen! — Denken Se sick" — so wandte er sich dann an mich — „as ick min Olsch kennen lehr, da deen se in de Wirthschaft up den Scheetgraben, un as ick in min lakens Sönndagsrock, den ick mi na de neeste Mood von damals mit en langen Schot extra dato makt harr, üm ehr anhöl, da seggt se so ganz drög: „Ja, Meckelnbörger, ick mag Se woll lieden, awer de Rock, den Se anhebbt, de hett gar to lange Schöt, da kamt Se mi gar to wahnschapen in vör." „Magret", segg ick to ehr, „wenn Se wider nicks an mi uttosetten hebbt, denn töwen Se man bet künftigen Sönndag, denn ward Se mi in'n annere Gestalt sehn." — As ick mi den annern Sönndag wedder up den Scheetgraben anfinn, da hev ick ja minen Rock intwischen good 'n Foot körter makt un segg ja nu ganz stolz: „Na, Magret, wat dünkt Ihnen denn nu bi de Sak, würr dat nu woll gahn mit us Beiden, or mutt ick'r noch wat von afnehmen?..." Se kiekt mi von ünnen bet bawen an un weet ja nu nich recht wat to finnen, woröwer se mäkeln kann. Toleßt kiekt se mi ganz ernsthaft in't Gesicht un seggt: „Ja, Meckelnbörger, en Deel hev ick noch. Se makt jümmer so'n lächerlich Gesicht un stäkt vull luter Grappen un Knäp — wat Ihr Landsmann is, de Slachtergesell bi Meister Meyer, de hett doch'n veel ernsthafter Wesen an sick, he hett mi dat ok all marken laten, dat he mi geern verdregen mag." — Nu warr ick awer ja fünsch. „Ja," segg ick, „Meyer sien Gesell de hett jüst so'n Gesicht as de Ossenkopp in use Landeswapen, wenn Ihnen den sien Gesicht beter gefallt, denn harrn Se mi dat ja man gliek seggen könnt, denn harr ick minen schönen lakens Rock nich to verhunzen brukt. Min Gesicht dat mutt ick so verbruken as 't is, dat kann ick nich kehren un nich wennen un ok nich utbügeln. To'n Likenbitter hew ick nu enmal keen Talent, awer ick meen dat dennoch treu un good — wenn't Hart man swart is, harr jene Köster ok seggt, da harr he en rode West an hatt bi'n Beerdigung!" — As use Mudder seeg, dat de Sak woll scheev gahn könn, da spann se annere Seiden up, un dat dur nich so lang, da maken wi Hochtied, und dat hett denn mit us Beiden de langen Jahren henndorch ganz good gahn, awer dat ole Mäkeln kann se noch jümmer nich laten, dat is enmal so'n Angewohnheit von ehr, dat se mi af un an en beten slecht maken mutt."

Die Meisterin lächelte bei der Erzählung ihres Mannes still vor sich hin und schüttelte wiederholt den Kopf, als ob sie dadurch ihre Verwunderung hätte ausdrücken wollen. „Ja, ick segg," so wandte sie sich dann, als der Meister geendet hatte, an mich, „snacken kann de Mensch, wenn he up sinen Disch sitt, as so'n lütten David. Wenn't Noth deiht, lüggt he Ihnen dat Blaue von'n Hewen 'rünner. Dat is awer enmal so Sniederart: de Snieders sünd alle Wüppups. Ick segg Ihnen blos, stellen Se Dömitzen nich to veel Glowen to, he is de tweete Uhlenspeigel."

Der Meister lenkte das Gespräch zuweilen auch auf das Gebiet der Politik. Er hatte in seinem Zimmer eine eingerahmte Sepiazeichnung hängen, welche sein Sohn als Gewerbeschüler angefertigt hatte. Die Zeichnung stellte Napoleon I. auf einem Sessel sitzend und sinnend vor sich hinschauend dar; auf den Knieen hielt der Kaiser sein kleines Söhnlein, den König von Rom, welcher das von Locken umrahmte Gesicht zu dem Vater aufwärts wandte und sich, wie es schien, vergeblich bemühte, den Gewaltigen aus seinem Brüten aufzuwecken. Meister Dömitz sah in diesem Bilde den dritten Napoleon, und den König von Rom hielt er für Lulu. Napoleon III. wurde zu jener Zeit in Zeitungen und Journalen, sowie in den Kreisen „einsichtsvoller" Politiker noch als großer Zeitgötze, als ein Monstrum „zielbewußter" staatsmännischer Weisheit verehrt, von dieser Napoleonsseuche war auch Meister Dömitz ein wenig angesteckt und daher mochte es kommen, daß er mit großer Hartnäckigkeit die Ansicht verfocht, das Bild an der Wand stelle nicht den längst verstorbenen Oheim, sondern den noch lebenden Neffen, den großen Reigenführer im europäischen Diplomatentanz vor.

Im weiteren Verlaufe seiner politischen Auslassungen kam Meister Dömitz dann auch wohl zuweilen auf Bismarck zu sprechen, der damals bereits von sich reden machte. Mein Verständniß von politischen Dingen war aber in jener Zeit noch zu gering, als daß ich den Kannegießereien meines redseligen Wirthes größere Aufmerksamkeit geschenkt hätte, als die Höflichkeit erforderte. Viel lieber war es mir, wenn er irgend eine spaßige Geschichte zum besten gab.

Außer mir und dem schon erwähnten Rekruten Th. bewohnten noch zwei ältere Soldaten, s. g. Dienstthuer, das Einquartierungskämmerchen. Der Eine, ein Hüne von Gestalt,

aber ein Kind an Gutmüthigkeit, Meyer V, war in der Nähe meines Heimathsortes, im Kirchspiel T. . . zu Hause. Er zeigte sich mir sehr gefällig, half mir beim Putzen meiner Sachen und unterwies mich in all den kleinen Künsten und Fertigkeiten, die zur vorschriftsmäßigen Instandhaltung der Waffen und Montur erforderlich waren. Der Andere, ein Infanterist S. aus Winsen a. d. L., der, als Stellvertreter, bereits zum zweiten Male diente, war mir weniger sympathisch. Er schien von dem Grundsatze beherrscht zu sein, daß man den Rekruten nicht zu früh klug machen müsse, es für einen jungen Soldaten vielmehr ersprießlicher sei, wenn er auf dem Wege eigener Erfahrung zu Dem gelange, was ihm zu wissen noth thue. Als mir einst in meiner Unerfahrenheit die Schlagfeder aus dem Gewehrschlosse herausgeschnellt war und ich mich vergeblich bemühte, dieselbe wieder in ihre frühere Lage hineinzuzwängen, weidete S. sich mit schlecht verhehlter Schadenfreude an meiner Verlegenheit, er stellte sich, als ob das ein Vorkommniß sei, welches die bedenklichsten Folgen nach sich ziehen müsse und mit heuchlerischer Miene gab er mir sein Bedauern kund, bezüglich des bösen Empfanges, den ich zu gewärtigen habe, wenn ich mich dem Corporal beim Antreten mit einem Gewehr ohne Schloß vorstelle. In Folge der Aengstlichkeit, die mir von Natur aus eigen war, faßte ich denn die Sache auch furchtbar tragisch auf und sah mit Schrecken dem Herannahen der Exercierstunde entgegen. Glücklicher Weise kam mein Freund Meyer V von Wache zu Hause. Als ich ihm voller Aufregung mein Unglück klagte, lächelte er vergnüglich vor sich hin. Ohne ein Wort zu erwidern holte er dann ein Bajonett herbei und zwängte unter Zuhülfenahme eines Schemelbeins mit starker Hand die tückische Feder in den Einschnitt, welcher sich an der Tülle des Bajonetts befand, hierauf brachte er „die bezähmte Widerspänstige“ an ihren gehörigen Platz im Schlosse und schrob sie fest. Keiner war natürlich froher als ich.

10.
Einiges über Ausrüstung und Ausbildung des hannoverschen Infanteristen.

Am ersten Tage unseres Dienstantritts wurden wir noch mit Exercieren verschont. Es gab genug zu thun, um auf dem Compagnieboden vom Fourier die erforderlichen Montirungs- und Ausrüstungsgegenstände in Empfang zu nehmen.

Mit der Ausgabe von Bekleidung wurde in der hannoverschen Armee nicht gekargt. Da gab's zunächst einen Exercier-Anzug, der wohl getragen, aber noch nicht geflickt war, ferner einen Sonntagsanzug, Mantel, Aermelweste, sowie einen völlig neuen Drillichanzug. Neu waren auch die sogenannten kleinen Montirungsstücke wie Mütze, Halsbinde, Schuhe u. s. w. Alle diese Sachen, einschließlich Mantel und Sonntagsanzug, wurden dem Soldaten mit ins Quartier gegeben, nur der Parade-Anzug wurde auf dem Compagnieboden aufbewahrt.

Der hannoversche Soldat wurde nicht in längst ausgetragene, jämmerlich zusammengelappte Kleidung und in verschlissene Stiefel gesteckt, er kannte keine „Lumpenparade“ und ihm wurde auch nicht die Freude, sich im Sonntagsanzug zu zeigen, durch die Revision eines tyrannischen, luchsäugigen Kammerunterofficiers vergällt; er erhielt alles, was ihm von Landeswegen zukam, reichlich und zur rechten Zeit, denn in der hannoverschen Armee war es nicht Sitte, an Bekleidung und Tractamenten des gemeinen Mannes Ersparnisse zu machen.

Vortheilhaft für den Handwerkerstand in den Städten war die in der hannoverschen Armee bestehende Einrichtung, daß sämmtliche Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände, soweit dies angängig war, in der betreffenden Garnison hergestellt wurden. Schneider, Schuhmacher, Sattler, Kürschner u. s. w. erhielten

dadurch einen erheblichen Zuwachs in ihrer Kundschaft, der ihnen um so willkommener sein mußte, als die hannoversche Armeeverwaltung stets reelle Preise zahlte. Mancher Handwerker wurde daher durch den im Jahre 1866 erfolgten Umschwung schwer betroffen; auch Meister Dömitz mußte, wie ich hier gleich im Voraus bemerken will, von seinem Schneidertisch heruntersteigen und in einer Fabrik Arbeit suchen. Als ich ihn nach Jahren wiedertraf, war bei ihm von Frohsinn und Heiterkeit nicht viel mehr zu spüren, er fühlte sich vereinsamt (seine Frau war inzwischen verstorben) und sprach mit Wehmuth von den schönen Zeiten, als er noch Soldatenröcke nähen und, wie er sich ausdrückte, auf „gemüthliche Weise“ sein „gutes Brod“ verdienen konnte.

Nachdem wir mit allem Nöthigen ausgerüstet waren, begannen am zweiten Tage unseres Dienstantritts die Exercierübungen. Morgens um 7½ Uhr trat die Rekrutenabtheilung auf dem Walle beim Lünerthore an und marschierte von dort nach dem Exercierplatze, der damals von Bellevue bis an die Ilmenau noch eine einzige schöne und grüne Rasenfläche bildete. Exerciert wurde Montags, Dienstags, Mittwochs und Freitags von 8—10 Uhr Vormittags und 3—5 Uhr Nachmittags, Sonnabends nur am Vormittage. Der Donnerstag war Ruhetag. Appell wurde dreimal in der Woche, und zwar am Sonntag-, Donnerstag- und Sonnabendnachmittag auf dem mit Linden bepflanzten Platz beim Marienkloster abgehalten. Niemals wurde auf Appell ausgebesserte Bekleidung, Fußzeug u. dergl. vorgezeigt. Die Armeeverwaltung stellte in jeden Soldaten das Vertrauen, daß er seine Sachen nicht muthwillig beschädigen, sie vielmehr in dem guten Zustande, in welchem er sie empfangen hatte, erhalten werde. Dies Zutrauen wurde auch auf die Zeit nach der activen Dienstzeit ausgedehnt. Erfolgte nach 18 Monaten die Entlassung, so nahm jeder Soldat während der dreijährigen Urlaubszeit (die allerdings in jedem Herbst durch eine vierwöchentliche Übung, den sogenannten Exerciermonat, unterbrochen wurde) seine vollständige Ausrüstung, mit Ausnahme des Gewehres und der Patronentasche, mit in sein heimathliches Dorf. Der Cavallerist, wenn er nach Ableistung der activen Dienstzeit entlassen wurde, nahm neben der Ausrüstung sogar sein Pferd mit auf Urlaub. Niemals hat man gehört, daß das Zutrauen, welches der Staat seinen Soldaten in dieser Hinsicht schenkte, mißbraucht worden wäre.

Was nun unsere Ausbildung anbetraf, so wurde dieselbe mit Gründlichkeit, aber stets in humaner Weise betrieben. Man ging zwar mit dem erforderlichen Ernst ans Werk, aber man sah in uns Menschen und achtete an uns den guten Willen, den wir bezeigten, indem wir uns bemühten, die uns anhaftende Unbeholfenheit zu überwinden. Gerechtigkeit, Wohlwollen und Liebe waren, wie ich bereits an anderer Stelle andeutete, die Richtschnur, nach welcher der hannoversche Officier seine Untergebenen behandelte. Die Folge dieser vernünftigen, allein richtigen Behandlungsweise war natürlich, daß die Compagnie bis zum letzten Mann sich für ihre Officiere hätte in Stücke hauen lassen, sowie daß der Untergebene seinem Vorgesetzten unbedingten Gehorsam erzeigte, ein Gehorsam, der, weil er nicht durch Zwang und Gewaltmaßregeln erzielt worden war, sondern aus freiem Willen, aus Liebe und Anhänglichkeit hervorging, sich selbst in den schwierigsten Lagen bewähren mußte.

Dasselbe erfreuliche Verhältniß, das zwischen dem Officier und seinem Untergebenen bestand, bildete auch zwischen dem Unterofficier und dem gemeinen Mann die Grundlage des Verkehrs. Die hannoverschen Unterofficiere waren durchweg Leute von guter Gesittung, Bildung und noblen Manieren. Frühzeitig, oft schon mit 14 Jahren als Spielmann in die Armee eingetreten, waren sie mit Lust und Liebe Soldat. Ein vortrefflicher Corpsgeist ließ unter ihnen rohe, gemeine und unwissende Elemente nicht gedeihen. Vielfach zeigten sie ein rühmliches Bestreben nach Vervollkommnung ihrer Ausbildung; dasselbe wurde unterstützt durch gute Schulen, Bibliotheken und gesellige Vereinigungen. Da gab es Viele, die in dienstfreien Stunden Mathematik, fremde Sprachen und andere Wissenschaften trieben; andere wieder übten sich in Musik, Zeichnen und allerlei Hand- und Kunstfertigkeiten.

Die Ausbildung der Rekruten-Abtheilung der 6. Compagnie leitete der Portepeefähnrich v. J . . . Dieser junge Officier war eine echt ritterliche Erscheinung, gleich ausgezeichnet durch körperliche Schönheit und Gewandtheit, wie durch militärische Kenntnisse und Herzensgüte. Er nahm sich meiner mit großer Freundlichkeit an und wußte mich in kurzer Zeit von der mir eigenen Schüchternheit und Ängstlichkeit, die mich bei den Uebungen eher zu viel als zu wenig thun ließen, zu befreien. Einer gleichen Behandlung hatte ich mich auch seitens der Corporale B. und H. zu erfreuen, mit denen ich vorwiegend

in Berührung kam und deren letzterer mein Corporalschafts-führer war.

Der Frühling des Jahres 1866 zeigte sich von der angenehmsten Seite, schöne, sonnige und wonnige Tage, wie wir sie um jene Jahreszeit selten haben, folgten sich in ununterbrochener Reihe. Mein für die Schönheiten der Natur allezeit empfängliches Herz schlug dem Walten und Weben, dem Knospen und Blühen, dem Jubelklang und Sang, all dem Herrlichen und Erfreuenden, das mich ringsum begrüßte, mit dem ganzen Glück und der ungetrübten Lebenslust der Jugend entgegen, und in der fröhlichsten, heitersten Stimmung zog ich, die schwere Muskete auf der Schulter, in den Reihen meiner Kameraden morgens vor das Thor hinaus.

So trafen alle glücklichen Umstände zusammen, mir die vielfach so gefürchtete Rekrutenzeit, die erste Zeit des Eingewöhnens in die Thätigkeit und Lebensweise des Soldaten, so leicht wie möglich zu machen, und noch oft denke ich mit Wehmuth an jene längst vergangene fröhliche Zeit zurück.

11.
Das alte Lüneburg.

Von Jugend auf hatte ich für Sage und Geschichte meiner Heimath, sowie für Denkmäler, Bauten und Kunstwerke, die von einer längst vergangenen Zeit zeugen, eine große Vorliebe. Da nun Lüneburg an mittelalterlichen Gebäuden und Kunstwerken so reich ist, wie selten eine andere Stadt Hannovers, auch auf Schritt und Tritt an sagenhafte und geschichtliche Ereignisse der Vorzeit, sowie an das Ringen, Kämpfen, und Streben eines selbstbewußten, streitbaren Bürgerthums erinnert, so war es eigentlich selbstverständlich, daß ich mich vom ersten Tage an von der altehrwürdigen Ilmenaustadt mächtig angezogen fühlte. In dienstfreien Stunden wanderte ich häufig in den Straßen umher, betrachtete mit Ehrfurcht und Verwunderung die mit Bildwerken und Schnitzereien verzierten uralten Häuser, versuchte die Inschriften an den Giebeln und über den Thüreingängen zu entziffern und versetzte mich in Gedanken in die Vorzeit der Stadt, deren Geschichte und sagenhaften Ueberlieferungen mir aus allerlei Büchern bekannt waren. Oft stand ich vor dem Hause an der Bäckerstraße, welches an seinem Giebel das Bildniß des tapferen Bäckers trägt, der der Sage nach in der blutigen St. Ursulanacht mit seinem Schüreisen den Rittern so verhängnißvoll wurde. „1371 in St. Ursula Nacht hat der Becker 22 Mann erschlagen", so lautet die Inschrift unter jenem Bilde. Ich gedachte dabei des Ueberfalles, den die 700 Ritter des mit der Stadt in Fehde liegenden Herzogs Magnus gegen die Stadt ins Werk setzten, indem sie in dunkler Octobernacht zwischen Sülze und Kalkberg acht Leitern an die Stadtmauer legten und in die Stadt ein-

stiegen. Anfangs siegreich, wurden sie später in der engen Bäckerstraße und am Sande von den Bürgern arg bedrängt und erlitten nach langem blutigen Kampfe schließlich eine vollständige Niederlage. Gegen 100 Mann, die Blüthe der Ritterschaft, wurden erschlagen, 600 geriethen in Gefangenschaft, und nur Wenigen glückte es zu entkommen.

Im Volksliede aus jener Zeit heißt es:

„Dar horde me jammer un clagen,
Dar mosten se wente aver de scho
In dem blode waden. . . .

Albert Pust, de lach darby,
He schriede so lude: „o we, o wy!
O mines jungen lives!
Wer ick gebleven thor Nüwenborch
By minem jungen wive!“

Hartwich Sabel, de lach darby,
He schriede so lude: „o we, o wy!
Wer ick wedder tho lande,
My scholde nu unde nummermehr
Na Luneborch vorlangen!“

Dem alten an Sehenswürdigkeiten so reichen Rathhause stattete ich in Meister Dömitz' Begleitung eines Sonntags Nachmittags einen Besuch ab. Der Meister hatte unter den Rathsbediensteten einen guten Freund, der uns in zuvorkommender Weise Huldigungssaal, Fürstensaal, Laube und sonstige Merkwürdigkeiten erschloß und zu Gesichte führte. Es hieße den Rahmen meiner Schilderungen in ungebührlicher Weise überschreiten, wenn ich mich hier in einer Beschreibung des Rathhauses ergehen würde. Jeder Fremde, der Lüneburg besucht, wird sich für ein mäßiges Trinkgeld jederzeit leicht Eingang zu den Räumen jenes ehrwürdigen Baues verschaffen können. Den altberühmten Silberschatz sieht ein Besucher heutigen Tages jedoch nur noch in Nachbildungen; die wirklich echten Gefäße sind 1874 für 660000 ℳ. an die Regierung verkauft und im deutschen Gewerbe-Museum zu Berlin aufgestellt worden. Diese Summe wird dem Unkundigen allerdings sehr hoch erscheinen, nach der Aussage Sachverständiger aber besaß der Schatz, der in seinen 37 Stücken, bestehend aus Bechern, Schüsseln und sonstigen Gefäßen und Geräthen, Schöpfungen frühester Gold-

schmiedekunst darstellt — führt man doch einzelne Stücke auf die Zeit Heinrichs des Löwen zurück, — einen geradezu unschätzbaren Werth.

Der Silberschatz, der schönste Schmuck, den Lüneburgs Rathhaus aufzuweisen hatte, der Stolz der Stadt und jedes Bürgers, ist nun zwar für immer dahin, aber der sagenhafte — Schinkenknochen ist glücklicherweise noch da, jenes in einem Glaskasten aufbewahrte schwärzliche Stück Haut und Knochen, wovon eine lateinische Inschrift besagt, daß es die Ueberreste jenes verdienstvollen Schweines bildet, welches die ersten Lüneburgischen Salzquellen entdeckte. Mag Lüneburg sich mit diesem ehrwürdigen Schinken über den Verlust seines Silberschatzes trösten!

Schon früher einmal ging der Stadt bekanntlich ein unersetzliches Kleinod verloren. Es war dies die weitberühmte s. g. goldene Tafel, ein mit herrlichem Bilderwerk aus getriebenem Golde und vielen Edelsteinen verziertes Schaustück, welches in der Michaeliskirche aufbewahrt wurde. Der berüchtigte Dieb Nickel List stahl jenes Kunstwerk mit Hülfe seiner Spießgesellen am 9. März 1698.

Lüneburg hatte vor 25 Jahren noch eine wesentlich andere Gestalt als heutigen Tages. Gralwall, Lünerwall und der Wall an der Südseite waren noch nicht abgetragen; schöne Spaziergänge, überwölbt von schattigen Kastanien und Linden, führten auf den Wällen entlang und umschlossen fast die ganze Stadt. Von den hohen Wällen bot sich dem Auge ein Ausblick auf die altersgrauen Dächer und wunderlich geformten Giebel sowie auf die nächste Umgebung der Stadt. Großartiger gestaltete sich der Rundblick von dem Gipfel des Kalkberges, der damals noch einen beträchtlichen Umfang hatte, während der Ueberrest, der heutigen Tages noch davon vorhanden ist, aussieht wie die stehengebliebene Eckmauer eines niedergerissenen Gebäudes.

Oftmals erstieg ich den Berg und sah auf die Häuser der Stadt hernieder, oder ich ließ in einer leichten Anwandlung von Heimweh den Blick gen Westen schweifen, wo ich hinter den blauen, in weiter Ferne am Horizont auftauchenden Höhen von Wilsede die Heideniederung wußte, in der mein heimathliches Dorf belegen war. Bei fernsichtiger klarer Luft traten auch in nordwestlicher Richtung die gewaltigen Thürme Hamburgs aus der Dunst- und Rauchschicht hervor, welche die Elbe-

städte für gewöhnlich wie ein schwarzer häßlicher Schleier einhüllt. Ließ ich das Auge elbaufwärts gleiten, so zeigten sich mir die grünen Flächen der Elb- und Ilmenaumarschen, abgeschlossen im Hintergrunde durch die waldigen Höhen des jenseitigen Elbeufers, während sich im Vordergrunde Bardowiecks Dom und der schlanke Thurm des Kirchdorfes St. Dionys erhoben.

Mit dem Jahr für Jahr mehr verschwindenden Kalkberg verliert Lüneburg gleichfalls eine Sehenswürdigkeit, eine Stätte, deren Geschichte beträchtlich über diejenige der eigentlichen Stadt hinausreicht. Schon 906 soll Otto der Erlauchte am Fuße des Kalkberges ein Kloster gegründet haben, und auf dem Berge selber erbaute Hermann Billung 951 eine Burg; später entstand dann an der Ostseite des Berges, sich bis zu dem an der Ilmenau belegenen „wendischen Dorpe“ und dem uralten „Modesdorpe“ hin allmählich ausdehnend, die Stadt, die als solche bereits in einer Urkunde vom Jahre 1013 aufgeführt und damals „Luinberc“ genannt wird.

Arbeitet man an der Abtragung des Kalkfelsens in der jetzt betriebenen Weise weiter, so wird nach 20 bis 30 Jahren nicht viel mehr davon zu sehen sein, und der Berg, der viele Jahrhunderte lang umfangreiche Festungswerke trug und auf dessen Kuppe vor 70 Jahren noch die Knaben Schlagball spielen konnten, „ohne befürchten zu müssen, den Ball die Abhänge hinabrollen zu sehen,“ wird dann nur noch in den Erzählungen alter Leute und später in der Sage fortleben.

12.

Ein dienstfreier Nachmittag.

Die Exercierübungen nahmen in der bereits geschilderten Weise ihren Fortgang. Sorglos und heiter lebten wir in den Tag hinein, nicht ahnend, daß ein Unwetter im Begriff war, sich über uns zusammenzuziehen, und daß alles das, was wir als hannoversche Landeskinder lieb und werth hielten und worauf wir stolz waren, in kurzer Zeit und gleichsam über Nacht durch einen gewaltigen Windstoß zu Boden geworfen und vernichtet werden sollte. Meister Dömitz hatte allerdings von Zeit zu Zeit politische Anwandlungen, in denen er aus seinen Zeitungen allerlei Verdächtiges und Bedrohliches herausgelesen haben wollte. Ich kümmerte mich aber um derlei Gerede nicht im mindesten und verwandte meine freien Stunden nach wie vor größtentheils zu Streifzügen durch Lüneburgs Straßen und in die nächste Umgebung der Stadt. Dabei erinnerte ich mich eines Tages des Grußes, den ich an Claus Eggers zu bestellen hatte. Bei all dem Neuen, was die ersten Wochen meiner Dienstzeit brachten, hatte ich den Auftrag, den meine Freundin mir ertheilte, ganz vergessen.

Ich suchte Claus in seinem Quartier auf, welches sich an der O. . . straße im Hause eines Fuhrmannes befand. Durch einen Thorweg gelangte man auf einen geräumigen Hof, welcher rechts von dem Wohngebäude und an den anderen Seiten von Stallungen und sonstigen Gebäuden umschlossen wurde. Draußen im Hof stand eine rüstige Frau mit aufgestreiften Ärmeln an einem Zuber und wusch. Auf meine Frage zeigte sie mit der von Seifenschaum bedeckten Hand auf eine niedrige Treppe,

welche zu einer halbgeöffneten Thür führte, mich bedeutend, daß dort die Stube des Gesuchten sich befinde.

Als ich die vier oder fünf Stufen der Treppe hinaufgestiegen und in das kleine Zimmer eingetreten war, zeigte sich mir ein reizendes Bild, welches eigentlich eher in eine Kinderstube als in die Stube eines Soldaten paßte. Claus saß im Waffenrock am Tisch, links und rechts lehnten sich gegen seine Kniee ein Bürschlein und ein Mädchen im Alter von etwa 3 und 5 Jahren. Ein noch kleineres Kind, etwa ein Jahr alt, mit frischen rothen Wängelchen und blauen schelmischen Augen hielt Claus auf dem Schooß. Vor ihm auf dem Tische stand ein Napf, in dem sich in Milch eingeweichter Zwieback befand; ab und an hielt Claus dem kleinen Geschöpf mit einem zinnernen Theelöffel ein Bröckchen vor den Mund. Das Kleine sperrte dann das Schnäbelchen auf, gerade wie die jungen Schwalben im Nest, wenn ihnen von den Alten Futter zugetragen wird.

Kaum hatte ich meinen Freund begrüßt, als auch hinter mir die Wirthsfrau in das Zimmer trat. „Dat is woll'n Landsmann von Ihnen, Claus?“ frug sie, indem sie die nassen, runden Arme an der Schürze trocknete, dann mit dem Zipfel der letzteren sich die Schweißperlen von der gerötheten Stirn wischte und ihr etwas in Unordnung gerathenes Haar zurückstrich. „Ja“, fuhr sie dann in redseliger Weise fort, „wenn wi usen Claus nich harrn, wat woll us dat gahn. Min Mann is den ganzen Dag mit dat Spannwark up de Landstrat — un en Magd könnt wi us nich holen. De ganze Husarbeit hev ick an den Hals un denn noch de dre Gören — wat woll ick fahren, wenn Claus nich da wör. Un de Krabben, wat de von em holt! — De ol Lütt erst recht, de fragt na mi gar nicks mehr na.“ Gleichsam um ihre letzten Worte durch ein Beispiel zu bekräftigen, hielt die Frau der Kleinsten beide Arme entgegen. „Kumm, min lütt Wiene,“ sagte sie schmeichelnd, „kumm, min Herz, kumm na Mamme!“

„Lütt Wiene“ schien aber nicht die geringste Neigung zu haben, diesem mütterlichen Lockrufe Folge zu leisten, sie drehte ihr Köpfchen zur Seite und klammerte sich wie eine Klette mit beiden Aermchen an ihren Nährvater fest. „Je, je, du lege Schelm, düttmal helpt di dat nich,“ sagte die Frau und zog die Kleine, die sich noch immer sträubte und gleichzeitig ein jämmerliches Geschrei erhob, gewaltsam an sich. „Ok ji annern

beiden Kosaken — 'rut mi jö! Onkel Soldat hett wat anners to dohn, as sick den ganzen Dag mit jö aftoplagen. Gaht up den Hoff un speelt!"

Obschon die beiden „Kosaken" sich mit anerkennenswerther Energie an die Schöße von Claus' Waffenrock hingen, so mußten auch sie der mütterlichen Gewalt weichen. In gerade nicht allzu sanfter Weise wurden die sich Sträubenden an die Luft befördert, so daß sie kaum Zeit fanden, von der Schwelle aus noch einen wehmuthsvollen Blick zurückzuwerfen.

Ich war jetzt mit Claus allein und bestellte zunächst Anna's Grüße. „So, hett se dat to Di seggt?" frug er hastig. Es schien mir, als ob sein von der Sonne gebräuntes Gesicht bei diesen Worten von einer flüchtigen Röthe überzogen würde. Ohne den Gegenstand weiter zu berühren, lenkte er das Gespräch auf andere Sachen. Zum Weihnachtsfest war er auf Urlaub gewesen, und seit jener Zeit hatte er wenig über die Heimath vernommen. Ich mußte also über Alles, was sich inzwischen im Dorfe begeben und zugetragen hatte, berichten. Als dieser Gesprächsstoff erschöpft war, kamen wir auf die glücklichen Tage zu sprechen, welche wir Beide im „Segghorn" verbrachten. Es war dies eine abseits des Dorfes gelegene Gegend der Feldmark, wo Claus als junger Bursche die Schafheerde seines Vaters weidete. Auf der Heide stand dort ein altersgrauer Schafstall, worin die Heidschnuckencompagnie, welche dem Befehle meines Freundes unterstellt war, während der Nacht und in den Mittagsstunden Schutz und Obdach fand. Der „Segghorn" war eine von Gebüsch begrenzte Niederung, mitten hindurch zog sich ein Wiesenstreif, mit klarem, fischreichem Bach. Jenseits der Niederung erhoben sich ziemlich schroff aufsteigende Hügel, und dahinter lag die weite, einsame, braune Heide. In dieser Einsamkeit pflegte ich Claus an Sonntagnachmittagen häufig aufzusuchen, und manche Stunde verbrachten wir dort in fröhlichem, harmlosem Spiel, wobei uns „Strom", der langhaarige, gelb und schwarzgefleckte Schäferhund in verständnißvollster Weise Gesellschaft leistete.

Bei der Erinnerung an jene fröhliche Zeit wurde in uns Beiden die Sehnsucht nach der Heide wach. Claus sprach davon, wie sehr er sich auf seine im Herbst erfolgende Entlassung freue. Zwar sei er, so fuhr er fort, mit Freuden Soldat, denn bessere Tage als jetzt werde er schwerlich jemals wieder erleben, aber dennoch zöge es ihn mit aller Gewalt

wieder zurück nach der Heimath, in das einsame Dorf zu seinen Äckern, Pferden und Schafen, seinen Eltern, Verwandten und Jugendgefährten. Soviel könne ihm Niemand geben, daß er darüber der Heimath vergäße. Lieber arm und ein Bettler in der Heimath, als ein Leben in Reichthum und Fülle in der Fremde!

Es ist eine eigene Sache um das Heimathsgefühl; wer es nicht an sich selber erfahren hat, der weiß es nicht, wie fest der Heidebewohner an der Scholle klebt, wo er zuerst das Licht der Welt erblickte, wo Vater und Mutter und die Voreltern lebten, wo jedes Haus, jeder Weg und Steg, jedes Gebüsch, Wiese, Wald und Feld und jeder Wasserlauf ihm von Jugend auf bekannt sind. Es ist gleichsam, als wäre auch er aus der heimathlichen Erde hervorgewachsen, als wäre er ein Stück davon und als könne er, in fremden Boden versetzt, nimmer gedeihen. Viele ziehen im Wanderdrange der Jugend, oder auch, weil daheim kein rechter Platz für sie sein würde, alljährlich hinaus übers Meer, in fremde Länder oder doch in die der Heimath zunächst gelegene Großstadt. Zwar gewöhnen sie sich in der Fremde und finden dort das vermeintliche Glück, aber von dem Gedanken an die Heimath können auch sie sich nicht ganz befreien. Aus weiter Ferne treibt es sie zur Heimath zurück, ja übers Meer kommen sie, oft nach langen Jahren Fortseins, gezogen, um die Stätte aufzusuchen, wo sie als fröhliche Kinder spielten. Grauhaarig, wankenden Schrittes und nur noch von den ältesten Leuten gekannt, durchwandern sie das Dorf der Heimath; noch einmal mußten sie, bevor sie im fernen Lande ihr Leben beschließen, die Luft der Heimath athmen und auf heimathlichem Boden wandeln. —

Nachdem ich bei meinem Freunde ein Stündchen zugebracht hatte, schlug ich ihm vor, einen Gang ins Freie zu machen. Er war einverstanden und so gingen wir denn zunächst durch die Altstadt bis zur Michaeliskirche. Dort besahen wir die eisernen Geschützkugeln, welche in die Wand eines nahegelegenen Hauses zum Andenken an den 2. April 1813 eingemauert sind. An diesem Tage fand bekanntlich vor dem Neuen Thore bei Lüneburg das Gefecht statt, in welchem der französische General Morand fiel und ein großer Theil seiner Brigade gefangen genommen wurde. Es war dies jener Kampf, in welchem Johanna Stegen, die „Heldenjungfrau von Lüneburg“, den kämpfenden Verbündeten Patronen in der Schürze zutrug.

Ob auch mancher Schütze stürze
In der Nähe dort und da,
Immer mit der vollen Schürze
Ist Johanna Stegen nah —

heißt es in dem bekannten Gedicht Rückert's, welches die kühne That des Lüneburger Mädchens feiert.

Ich sprach im Sommer 1888 einen hochbetagten fast neunzigjährigen Einwohner Lüneburgs, der als Knabe das Gefecht am 2. April aus nächster Nähe mit angesehen hatte. Er erinnerte sich deutlich aller Einzelheiten, unter andern erzählte er mir, daß Morand von den Kugeln Lüneburger Bürger, welche das Gehölz bei Mönchsgarten besetzt hielten, gefallen sei. Johanna Stegen hatte er auch gekannt, doch wollte er von ihr nicht viel Rühmens wissen. „Et wör en drieste, rothköppige Deern," — so schilderte er mir die berühmte Johanna Lüneburgs, — „en richtigen Rümdriewer, de den ganzen Dag up de Straten leeg". Das Urtheil des Alten wurde aber wahrscheinlich etwas durch Neid beeinflußt. Bekanntlich machte Johanna durch ihre heldenhafte That, wie man zu sagen pflegt, — ihr Glück. Vornehme Leute ließen sie erziehen; später fand sie Aufnahme in einer reichen und angesehenen Familie in Berlin. Sie heirathete dann einen höheren preußischen Regierungsbeamten, doch verstarb sie bereits am 12. Januar 1842.

Von der Michaeliskirche gingen Claus und ich über den Iflock und Klostergang zum Gralwall und schlenderten von dort langsam weiter über den Kastanienwall und Lünerwall bis zum Altbrückerthor. Hier wandten wir uns wieder der Stadt zu. Auf der Ilmenaubrücke begegnete uns ein Soldat vom ersten Bataillon, der einen schweren Koffer auf der Schulter trug, den er, als er in unsere Nähe gelangt war, niedersetzte. „Erst mal'n beten verpusten", sagte er, — „de Kuffer hört minen Leutnant — will'n na de Bahn bringen — hett'n bannig Gewicht. — Hett ener von Jö en Taschendook bi sick?" Da Claus sich gerade mit dem Koffer zu schaffen machte und ihn auf seine Schwere prüfte, so griff ich in die Tasche und reichte dem Kofferträger mein rein gewaschenes, sauber zusammengelegtes Taschentuch hin. Ich war in dem guten Glauben, daß Letzterer uns irgend ein Kunststück vormachen wollte. Der Kamerad vom ersten Bataillon aber entfaltete mein Taschentuch und wischte

sich mit großem Wohlbehagen den Schweiß ab, der ihm von Stirn und Nacken triefte. Als er dies, ohne sich an mein verblüfftes Gesicht zu kehren, mehrmals wiederholt hatte, gab er mir das völlig durchfeuchtete Tuch zurück. „So“, sagte er mit einem so harmlosen und selbstzufriedenen Lächeln, daß ich ihm unmöglich böse sein konnte — „nu kann't wedder los gahn. Helpt mi mal den Kasten wedder up.“

Als der Kamerad sich mit seiner Last entfernt hatte, lachten wir weidlich über das kleine Erlebniß und setzten dann unsere Wanderung fort. An der Johanniskirche mit ihrem schiefen Thurm schritten wir vorüber und gingen dann den Sand hinauf. Am Eingange der Grapengießerstraße angelangt, tönte uns aus einem Zimmer der dort belegenen F...schen Gastwirthschaft fröhliches Lachen und Singen entgegen, welches zeitweise von dem schrillen Ton einer Clarinette unterbrochen wurde.

„Kumm“, sagte Claus, „willt hier mal ankehren.“

In der Gaststube war eine fröhliche Gesellschaft von Husaren und Infanteristen versammelt. Einer von ihnen, ein vergnügt um sich blickender Husar mit blondem Schnurrbart, der irgend ein freudiges Ereigniß zu feiern schien, ließ für alle Uebrigen Getränke auftragen. Auch wir mußten an dem Gelage theilnehmen. Auf einer Bank in der Nähe des Ofens saß ein kleiner Mann in ärmlicher verlotterter Kleidung, welcher eine Clarinette in der Hand hielt. Eine verschlissene rothrandige Soldatenmütze, ein Ueberbleibsel längstvergangener Zeiten, welche sein graues, kurzgeschorenes Haar bedeckte, gab ihm ein invalidenartiges Ansehen, doch war der Alte, wie ich später erfuhr, niemals Soldat gewesen. Er ernährte sich von seinem Spiel; wo sich irgendwo eine lustige Gesellschaft zusammengefunden hatte, pflegte er mit seiner Clarinette nicht weit zu sein. Daß dem Alten neben der musikalischen Begabung auch vom Schicksal die allzeit durstige Musikantenkehle zugetheilt worden war, zeigte ein Blick auf seine starkgeröthete Nase, die aus den weißen Bartstoppeln seines faltigen Gesichts recht aufdringlich hervorleuchtete.

„Christel, nu speel noch mal'n Contra up!“ rief der Husar.

Der Mann beim Ofen setzte die Clarinette an und spielte einen jener uralten Contratänze, wie sie in den Dörfern des nördlichen Hannovers mit großer Vorliebe getanzt werden. Vier Husaren und vier Infanteristen, vier Paare bildend, führten in dem beschränkten Raum der Gaststube, nachdem Tische und Stühle

zur Seite geschoben waren, mit großer Gewandtheit die in buntem Wechsel sich folgenden Touren des schwierigen Tanzes aus. Die kraftvollen, geschmeidigen Gestalten mit den von Freude und Lebenslust strahlenden Gesichtern gewährten einen erfreulichen Anblick. Trotz des raschen Tempos, in welchem sich der Tanz bewegte, und trotz des engen Raumes wußten die Tänzer auch die schwierigsten Wendungen und Verschlingungen des Tanzes mit gutem Anstande und ohne jegliche Stockung wiederzugeben. Als mit einem letzten stürmischen, abwechselnd links und rechts sich drehenden Reigen der Tanz zu Ende geführt worden war, gaben die übrigen im Zimmer Anwesenden ihren Beifall durch lautes Händeklatschen zu erkennen.

Es wurden nun aus einem aufgelegten Bierfasse sämmtliche Gläser aufs Neue gefüllt und immer geräuschvoller und fröhlicher wurde die Stimmung. Ich war an solche Gelage nicht gewöhnt, auch befand sich mein Gaumen damals noch in einer so ursprünglichen und von der Cultur so wenig beeinflußten Verfassung, daß ich in jedem Glase Lagerbier nur den Hopfen schmeckte, wodurch mir der Genuß des edlen Gerstensaftes, wie ich leider gestehen muß, im wahren Sinne des Wortes vergällt wurde. Ich fühlte mich daher in der Gesellschaft der lärmenden und zechenden Kameraden bald vereinsamt und mahnte meinen Freund zum Aufbruch. Claus Eggers zog es jedoch vor, noch zu bleiben. In dem fröhlichen Treiben mochte er es ganz vergessen haben, daß daheim die drei „Kosaken" ihn sicher schon sehnsuchtsvoll erwarteten. Mit freundschaftlichem Händedruck nahm ich von ihm Abschied und begab mich nach meinem Quartier.

13.

Meister Dömitz politisiert und prophezeit Krieg.

Meister Dömitz pflegte an Sonntagnachmittagen in einer Gartenwirthschaft, die außerhalb der Stadt lag und viel von Lüneburger Bürgern mit ihren Frauen und Kindern besucht wurde, die Stelle eines Aushülfekellners zu bekleiden. Von dort brachte er dann häufig einen Stoß ausgedienter Zeitungen mit, aus denen er sich in der Woche in den Feierstunden auf billige Weise seine politischen Anschauungen herausdestillierte; es hatte dieses Verfahren etwas Ähnlichkeit mit demjenigen armer Frauen, die in den Küchen reicher Leute den Kaffeesatz einsammeln, um sich daraus eine „zweite verdünnte Auflage“ dieses edlen Getränkes herzustellen.

Da ich, wie ich bereits an anderer Stelle berichtet habe, tagtäglich mit dem Meister verkehrte, so konnte es mir nicht entgehen, daß, je heiterer sich draußen das Frühlingswetter gestaltete, desto düsterer und umwölkter der Horizont der Politik in den Anschauungen meines Quartiergebers erschien. Es mochte gegen Ende April sein, als ich eines Tages in der Dämmerstunde den Meister über einem Zeitungsblatt tiefsinnig brütend fand. Bei meinem Eintritt in das Zimmer faltete er die Zeitung zusammen und legte sie auf das Fensterbrett, dann nahm er seine Brille ab und sagte, sich gegen mich wendend, im ernsten Tone: „Se schöllt sehn, Bismarck kriggt den Kram in den Gang, de Preuß fangt mit den Österriker Krieg an, un wi kamt am End ok noch datwischen.“

Ich lachte dem Meister hell in's Gesicht. „Dat is ja gar nich möglich“, entgegnete ich, „de dütschen Staaten hebbt doch mitenanner den Bund makt, un se dröft doch ünner sick

keenen Krieg anfangen. Krieg kann't doch blot gewen, wenn minentwegen de Franzos mal keen Fred' holen woll, un denn staht alle dütschen Staaten, Österrik un Preußen ok mit, alle för Enen."

Meister Dömitz schüttelte nachdenklich den Kopf. „Wat ick Ihnen segg, Bismarck kriggt dat in'n Gang. Se hebbt man noch keenen richtigen Inblick von de Sak."

„Ah Bismarck, wat Bismarck! Bismarck is doch blot Minister — de preußische König hett doch dat Regieren, un he kann doch den dütschen Bund nich ümstöten. Un wat könn Preußen denn ok willen? Wat könn Preußen dato bringen, in Dütschland Krieg antofangen?"

„Wat de Preuß will? — — Sin Land will he vergrötern, Schleswig-Holsteen will he hebben un Hannoverland dato!"

Ich schüttelte ungläubig den Kopf, und es währte eine Weile, bis ich mich von dem Erstaunen, in welches mich diese Behauptung meines Quartierwirthes versetzte, wieder erholt hatte. „Ne, Meister Dömitz," sagte ich dann, „wat Se da seggt is undenkbar! Wi hebbt doch Preußen in'n söwenjährigen Krieg treu bistahn gegen de Franzosen, un bi Waterloo sünd wi doch ok noch mit jüm verbündet wesen, un an use un de engelschen Carre's hett sick Napoleon jüst den Kopp inlopen, un use König is doch so nah verwandt mit den preußischen König, un de preuß'sche Kronprinz hett wedder en engelsche Prinzessin tor Froo . . ."

„So — o —!" rief der Meister erregt und reckte sich auf seinem Sitze in die Höhe — „hett Preußen nich all achteinhunnertsöß Hannoverland in Besitz nahmen hatt. Ole Lüd' hebbt mi davon vertellt — de Landeswapen hebbt se afnahmen un alles up den preußischen Foot inricht' hatt — un se wören woll nich so bald wedder ut Hannoverland 'rutgahn, wenn Napoleon sien Politik nich en annere Wendung nahmen harr."

Ich wußte auf diese Worte zwar nicht viel zu erwidern, aber sie konnten mich dennoch in keiner Weise überzeugen, daß die Gefahr eines deutschen Krieges im Anzuge sei. Ich hatte zu wenig Kenntniß von politischen Dingen, als daß ich aus Zeitungsnachrichten mir eine Vorstellung von dem hätte machen können, was in der Folge möglicherweise geschehen oder nicht geschehen würde. Hätte ich allerdings ahnen können, daß (wie später der italienische Minister La Marmora der Welt in seiner Brochüre „Etwas mehr Licht" offenbarte) schon von Preußen

und Italien der Krieg ernstlich vorbereitet wurde und zwischen diesen beiden Staaten bereits am 8. April 1866 ein Offensiv- und Defensiv-Bündniß abgeschlossen worden war, worin Italien sich die Annexion des lombardisch-venetianischen Königreichs, Preußen sich dagegen diejenige „gleichwerthiger, ihm benachbarter Länder" vorbehielt, so würde ich den Prophezeiungen meines politisierenden Quartierwirthes gewiß mehr Beachtung geschenkt haben.

Als bald nach dieser Unterredung Meyer V. eines Tages eine Menge Feldkessel mit ins Quartier brachte, die ihm vom Fourier zum Putzen übergeben worden waren, und dabei erzählte, daß die Reserven eingezogen würden, und daß das Gerücht ginge, unser Regiment sollte bald nach Harburg marschieren, wo größere Uebungen stattfinden würden, da konnte auch ich allerdings mich der Ansicht nicht länger verschließen, daß irgend etwas Besonderes im Werke sei. An Krieg dachte aber ich so wenig wie irgend ein anderer Kamerad.

Die beurlaubten Mannschaften der drei Jahrgänge 1861, 1862 und 1864 — 90 Mann etwa für jede Compagnie — traten am 6. Mai in Dienst.

Die Einziehung von drei Jahrgängen Reserven zu einer vierwöchentlichen Uebung (s. g. Exerciermonat) war an und für sich nichts Ungewöhnliches — sie erfolgte in jedem Jahre, während aber sonst die Uebungen erst nach der Erntezeit stattfanden, erfolgte die Einziehung der Urlauber in diesem Jahre bereits zwei bis drei Monate früher.

Jede Compagnie zählte nach Einstellung der Urlauber nunmehr an ausgebildeten Mannschaften etwa 120 Mann, mit den erst drei Wochen in Dienst befindlichen Rekruten 150 Mann.

Die Ausbildung der Rekruten-Abtheilung wurde in der bisherigen Weise weiter betrieben, während das Regiment größere Exercitien, Schieß-, Felddienst- und Marschübungen vornahm.

Am 27. Mai wurde der Geburtstag des Königs mit einer Parade auf dem Exercierplatze vor dem Lünerthore festlich begangen. Auch wir Rekruten, allerdings nicht in das Regiment eingereiht, sondern in abgetrennter Abtheilung, nahmen an der Parade Theil. Da sah ich zum ersten Male das Regiment in festlichem Aufzuge beisammen, zum ersten Male sah ich die alten vergilbten Fahnen über den Reihen flattern. Im Sonnenschein blitzten die Gewehre, die Commandos schallten,

die Erde dröhnte unter dem Gleichschritt der stattlichen Colonnen, und die Musik spielte das feierliche „Heil unserm König, Heil!“

„Von seinem Volk geliebt, herrsch’ er noch lang beglückt“, heißt es in der hannoverschen Nationalhymne — ach, wer dachte wohl an jenem Tage daran, daß die Liebe des hannoverschen Volkes zu seinem angestammten Herrscher so bald auf eine harte Probe gestellt werden könnte! Wer konnte ahnen, daß Georg der Fünfte, ein König so edel und herzensgut, so wahrhaft und gerecht, schon so bald seines Thrones verlustig gehen und für immer das Land verlassen mußte, in welchem seit fast tausend Jahren Fürsten aus seinem Hause herrschten! Wohl Mancher, der sich in der Gnade des Königs sonnte, hat an jenem letzten Geburtstage, den der König in seinem Stammlande feierte, bei festlichem Mahl und beim feurigen Wein auf das Wohl des Landesherrn getoastet und ihm in schön gesetzten Worten Verehrung und Treue gelobt, und doch wurde gar bald darnach aus solch’ begeistertem Patrioten ein — verläugnender Petrus! Manch Anderer dagegen stand bei Seite, unbekannt und unbeachtet, und er bewahrte dennoch seinem Könige im Herzen die Treue unwandelbar und allezeit. — —

14.

Das „Naturwunder“ im Kaltenmoor und das Nachtmanöver.

Vor dem Altbrückerthore, eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, lag das Wirthschaftsetablissement Kaltenmoor. In dessen Nähe hatte Meister Dömitz einige Stücke Feldland gepachtet, worauf er Kartoffeln und Gemüse baute. Als der Meister mich und Kamerad Th. in's Quartier nahm, hatten wir uns verpflichten müssen, ihm bei der Bearbeitung seines kleinen Ackers hülfreiche Hand zu leisten. So kam es denn, daß man uns an einem schönen Sonntagmorgen im Mai, früh um 4 Uhr, unter Führung des Meisters gleich einer Patrouille zum Altbrückerthore hinaus marschieren sah. Statt eines Gewehrs trug Jeder von uns eine Kartoffelhacke als Waffe, und wir waren Alle fest entschlossen, den Feind, den wir in Gestalt von Quecken und sonstigem Unkraut zu erwarten hatten, mit größter Entschlossenheit und Ausdauer zu bekämpfen.

Unser Kriegszug wurde von gutem Erfolge gekrönt; nach mehrstündiger Arbeit hatten wir auf einer beträchtlichen Fläche Landes den bösen „culturbedrohenden“ Feind mit Stumpf und Stiel ausgerottet und triumphierend erhoben über den Leichen der Erschlagenen Meister Dömitz' Kartoffeln ihre blaßgrünen, zarten Häupter. „Is jüst as wenn de olen Kantüffeln gliek en paar Toll länger wussen sünd“, meinte der Meister, vergnügt lächelnd. „Kinners, nu willt wi aber ok erst mal en beten fröhstücken, wi könnt us bet de Karkentied noch likes möd' genog arbeiden.“

Das Frühstück verlief in bester Stimmung; Meister Dömitz erwies sich sehr aufgeräumt und erzählte allerlei erheiternde Geschichten. Je mehr der Inhalt des mitgenommenen, „Köm un Pfeffermünz“ enthaltenden Fläschchens abnahm, desto mehr nahm des Meisters Gesprächigkeit zu. Das Bestreben, welches ihm von Natur aus eigen war, Dingen und Begebenheiten eine — nun sagen wir: phantastische Seite abzugewinnen, kam auch an diesem Morgen, als wir mit ihm im „kalten Moor“ frühstückend hinter einem Weidengebüsch saßen, zum Vorschein. In der Nähe befand sich ein kleiner Teich, in welchem sich das aus den Quellen des „kalten Moores“ hervorkommende Wasser ansammelte; ein Canal führt solches dem vor dem Altbrückerthore beim Ziegelhof belegenen „Schierbrunnenteich“ zu. Da sich nun der „Schierbrunnenteich“ am Rande einer beträchtlichen Höhe, die zur Stadt hin ziemlich schroff abfällt, befindet, Bassin und Quellen aber im „kalten Moor“ in einer Niederung und scheinbar tiefer liegen als der Sammelteich beim Ziegelhof, so kann ein „unbefangenes Gemüth“ dadurch wohl getäuscht und zu dem Glauben gebracht werden, es sei hier ein Naturgesetz auf den Kopf gestellt. Dies schien auch bei unserm Freunde Dömitz der Fall zu sein; er vertrat mit großer Hartnäckigkeit die Ansicht, daß der Schierbrunnencanal das Wasser bergauf führe. Ich suchte ihm zu beweisen, daß seine Behauptung nach dem Gesetz vom „Gleichgewicht flüssiger Körper“ eine Naturwidrigkeit voraussetze, nach welcher man eben so gut annehmen könne, daß das Wasser der Nordsee auf den Brocken zu fließen vermöge. Wenn also, so schloß ich meine Ausführungen, das Niveau des Schierbrunnenteiches in Wirklichkeit höher läge, als dasjenige des Bassins im „kalten Moor“, so müsse das Wasser in dem Bestreben, an seiner Oberfläche eine wagerechte Ebene herzustellen, naturgemäß zum „kalten Moor“ hin abfließen.

„Wat frag ick na de Naturgesetzen“ entgegnete Meister Dömitz lächelnd, „ick verlat mi up minen gesunnen Menschenverstand. Kieken Se doch na den Barg bi den Teilhoff un na de Grund, wo dat Water herkummt, denn könnt Se nich anners seggen, as dat dat Water hier bargan loppt. Dat is ok nicks Gewöhnliches: wi hebbt dat hier eben mit en Naturwunner to dohn, wat blos in Lüneborg un süß in de ganze Weld nich vörkummt.“

Ich wurde nun heftig in meinen Widerlegungen und bot dem Meister eine Wette an, aber er lehnte dies ab und meinte,

es wäre jetzt wohl Zeit, daß wir die Frühstückssitzung aufhöben und uns wieder an die Arbeit machten. Wir thaten dies denn auch mit erneutem Eifer und des „bergauffließenden" Wassers wurde an jenem Tage nicht weiter gedacht. Als ich später der Meisterin davon erzählte, lächelte sie und sagte: „Ick hev Ihnen ja seggt, dat Dömitz allerlei so'n Schelmenstreich in'n Kopp hett un dat Se em nich alles glöwen möt, wat he vörbringen deiht. He hett sick blos en Spaß mit Ihnen maken wollt."

Bald nach jenem Vorfall hatte das Regiment eine nächtliche Uebung angesetzt. Meister Dömitz, der sich sehr für militärische Angelegenheiten interessierte — in Folge seiner Thätigkeit als Militärbekleidungskünstler hielt er sich gewissermaßen für ein „passives Mitglied" des Regiments —, war schon mehrere Tage vorher genau darüber unterrichtet, daß das „Nachtmanöver" in der von Höhen und Schluchten durchzogenen Heide hinter dem Gehöft Kaltenmoor stattfinden würde. Er erzählte Wunderdinge von dem „großartigen Anblick", den ein nächtlicher Kampf — das Aufflammen der Schüsse und das Geknatter des Gewehrfeuers gewähre. Ferner gab er die Absicht zu erkennen, sich an der Uebung als Zuschauer zu betheiligen und lud mich und Th. ein, ihn zu begleiten. Da wir beide als Rekruten an den Exercitien des Regiments nicht theilnahmen, nichts destoweniger aber sehr begierig waren, ein solches mit dem „Zauber nächtlicher Romantik" ausgestattetes kriegerisches Schauspiel mit ansehen zu können, so gaben wir dem Meister unsere Bereitwilligkeit zum Mitgehen mit großer Freude zu erkennen.

Als an dem betreffenden Abend die Dunkelheit hereingebrochen war, marschierten wir zum Altbrückerthor hinaus. Auf Feldwegen und in den Furchen der Kornfelder entlang näherten wir uns dem Gefechtsorte, diesmal eine Schleichpatrouille bildend, deren Führung selbstverständlich wieder Freund Dömitz übernommen hatte. Wie er uns mehrfach versicherte, kannte er eine Stelle im „Terrain", wo wir vor Entdeckung sicher waren und gleichzeitig das ganze Schlachtfeld übersehen konnten.

Vom Kornfelde gelangten wir in die Heide, und stillschweigend wanderten wir weiter, bald über Höhen und bald durch Schluchten, bis wir endlich einen Hügel erreichten, auf welchem eine Anzahl Wachholdersträuche stand, die in dem nächtlichen Dunkel wie menschliche Gestalten aussahen. Auf der Kuppe des Hügels befand sich eine 3—4 Fuß tiefe trockene Grube, welche wahrscheinlich durch das Ausgraben größerer

Steinblöcke entstanden war. Der Meister sprang in die „Kuhle" hinein und wir folgten ihm. „So, Kinners", sagte er flüsternd, „hier könnt wi dat Nachtmanöver ruhig aftöwen; von de Nordensied kummt dat erste Bataillon un von güntsied dat tweete — un wenn se nu ok scharp schöten: in düt Lock können se us doch nich drepen."

Wir machten es uns in der Steinkuhle bequem; für die Unterhaltung sorgte wie gewöhnlich der Meister. Ich hörte seine scherzhaften Erzählungen jedoch nicht mit derselben Aufmerksamkeit an, wie dies wohl sonst von mir geschah. Ich wurde eine innere Unruhe nicht los. Mir kam unsere Lage in der Steingrube gar nicht so harmlos vor und es war mir, als ob irgend ein Unheil im Anzuge wäre. Ab und an sah ich über den Rand der Kuhle und spähte in das nächtliche Dunkel, aber es war nichts zu sehen als die Wachholder um uns herum und in der Ferne am Horizont im Süden und Norden die nur einem scharfen Auge wahrnehmbaren Umrisse von Gehölz und Buschwerk, es lagen dort, wie der Meister uns belehrte, zwei größere Gehöfte. Der Himmel war an jenem Abend überzogen mit schwarzen Wolken, doch regte sich kaum ein Lüftchen, auch kein Geräusch war vernehmbar, nur ab und an ließ sich im nahen Kornfelde der Lockruf des Rebhahns hören oder in der Ferne, von den Gehöften herüber, ertönte das klägliche „Ku—u—witt" einer Eule.

Wir mochten nahezu eine Stunde in unserem Versteck zugebracht haben, als sich, wie mir schien, zwischen den Wachholdern am Abhange des Hügels ein dunkler Gegenstand bewegte. Ich machte den Meister und Führer unserer Patrouille auf meine Wahrnehmung aufmerksam, aber er erklärte das von mir Gesehene für einen Wachholderstrauch, und Kamerad Th. stimmte ihm darin bei. „Se seht ok jümmer Gespenster," sagte der Meister, „hier in düss' Kuhlen sünd wi so seker as in Abrahams Schot. Ick will mi denn awer doch en Piep anbrennen, et durt hüd' Nacht höllschen lang bet dat Scheten los geiht."

Der Meister zog seine kurze Pfeife hervor, stopfte sie mit Taback und versuchte dann mittelst eines Stahls und des dazugehörigen Steins und Zunders Feuer zu erzeugen. Kaum hatte er aber einige Male durch Schläge die Funken aus dem Stein sprühen lassen, als plötzlich vom Hügelrande her ein barsches „Wer da?!" ertönte. Th. und ich schraken zusammen, Meister Dömitz aber antwortete mit größter Kaltblütigkeit:

„Patrouille!“ — „Wer führt die Patrouille?“ kam die Gegenfrage. —

Nun aber schwieg „des Meisters Höflichkeit“. — „Kinners“, flüsterte er uns zu, „wi möt utrieten, süß ward wi gefangen nahmen.“

Kaum hatte der Meister ausgesprochen, als ich und mein Kamerad Th. uns auch schon auf den Rand der Grube geschwungen hatten. Fast in demselben Augenblicke erhellte ein Feuerstrahl das nächtliche Dunkel und der Donner eines in nächster Nähe abgefeuerten Schusses dröhnte durch die Nacht. Unwillkürlich den Kopf seitwärts wendend, sah ich einen dunklen Gegenstand in die Grube zurückfallen; es war dies — Meister Dömitz. Ich hatte aber nicht Zeit länger hinzusehen, vielmehr lief ich in mächtigen Sätzen den Hügel hinunter und in die Heide hinein, neben mir her mein Kamerad. Als wir so 50 bis 60 Schritt zurückgelegt haben mochten und merkten, daß wir nicht verfolgt würden, machten wir Halt und horchten mit angehaltenem Athem in die Nacht hinein. Von dem Hügel her ertönte der leise Schall von Stimmen; deutlich war darunter diejenige des Meisters zu erkennen und Worte wie „Dömitz“ — „Papenstrat“ — „Regimentssnieder“ drangen abgerissen an unser Ohr. — „ Lewen deiht he also noch!“ flüsterte Th., der gleichfalls die Stimme des Meisters erkannt hatte, mir ins Ohr.

Nach einer Weile sahen wir eine dunkle Gestalt sich unserm Standorte nähern; wir duckten uns auf die Erde und verhielten uns mäuschenstill. An dem trippelnden Gang erkannten wir in dem Näherkommenden zu unserer großen Freude Meister Dömitz. „He, Meister!“ so riefen wir ihn leise an. Meister Dömitz stutzte und sah sich flüchtig nach allen Seiten um, endlich entdeckte er uns und, indem er auf uns zu eilte, rief er: „Gottlov, Kinners, da sünd Ji ja! Wat meent Ji woll — de Vörposten harr mi gefangen nahmen. Dat wör en von de acht Cumpanie, en von de tweeunsößtiger Jnstellung. Glücklicherwiese kenn ick em, he hett all mal bi mi in Quartier legen. He woll mi erst gar nich wedder loslaten, awer ick sä to em, he bruk keen Angst to hebben, dat ick mi to'n Spijon hergewen un dat Spell verraden dä. Toleßt let he sick denn ok erbarmen; minen Buddel mit „Köm un Pfeffermünz“ hev ick awer natürlich in de Gefangenschaft laten mößt.“ —

Nach diesem Abenteuer nunmehr glücklich wieder vereinigt, berathschlagten wir, welche Richtung wir jetzt einzuschlagen

hätten. Der Meister war der Ansicht, daß wir uns dem nordwärts gelegenen Gehöft zuwenden müßten, dessen Umrisse sich im Dunkel der Nacht als kaum sichtbare Schatten vom Horizont abhoben. Wir erklärten uns mit dem Vorschlage des Meisters einverstanden und marschierten unter seiner Führung in der Richtung auf das Gehöft weiter. Wir hatten jedoch kaum einige hundert Schritte zurückgelegt, als plötzlich wieder vor uns ein Anruf erscholl. Schleunigst machten wir Kehrt und rannten davon. Wir mußten auf eine Patrouille oder auch auf eine Schützenkette gestoßen sein und erhielten dadurch die Gewißheit, daß das Gehöft besetzt war und wir in dieser Richtung keinen Ausweg mehr finden konnten. Wir wandten uns nun seitwärts und trafen schließlich am Rande eines Kornfeldes auf eine Gruppe von Bäumen. Es befand sich darunter ein verkrüppelter Eichbaum, der in geringer Höhe über dem Boden nach allen Seiten hin starke Äste hatte, welche in fast wagerechter Richtung vom Stamme abstanden. In der Befürchtung, daß auch dieser Punkt des „Schlachtfeldes" leicht in den bevorstehenden nächtlichen Kampf mit hineingezogen werden möchte, hielten wir es für das Sicherste, wenn wir den breitästigen Baum erkletterten und im Schutze seiner Zweige das Weitere abwarteten. Kaum hatten wir es uns oben bequem gemacht, als im Dunkel eine Schützenkette sich näherte, die links und rechts des kleinen Gehölzes vorbeirückte, hinterher folgte ein größerer Trupp als Soutien und gleich darauf der Rest der Compagnie. Offenbar sollte eine Umgehung der feindlichen Stellung ausgeführt werden. Fast völlig geräuschlos war der Tritt der Mannschaften auf dem weichen Heideboden und kein Laut, kein Commandowort oder Gespräch wurde gehört, so daß der ganze Vorgang etwas Gespensterhaftes an sich hatte.

Bald darauf geriethen die Schützen der beiden Bataillone an einander; erst auf einzelnen Punkten und dann auf der ganzen Front blitzten in der dunklen Nacht die Schüsse auf und knatterten die Gewehre. Um das nordwärts gelegene Gehöft herum schien der Hauptkampf stattzufinden. Nachdem das Gewehrfeuer eine zeitlang fortgedauert hatte, wurde es allmählich schwächer und schließlich verstummte es fast völlig, so daß man nur hin und wieder noch vereinzelte Schüsse fallen hörte, dann aber krachten plötzlich Compagniesalven, Trommeln dröhnten und donnernde Hurrahs schallten durch die Nacht — ein Getöse schier, als ob Wodans wildes Heer losgelassen worden sei —,

bis endlich das Haltsignal ertönte und auf der ganzen Linie alles auf einmal todtenstill wurde. Damit war die — Gott Lob! — unblutige Arbeit gethan und das Nachtmanöver hatte sein Ende erreicht.

Wir kletterten, hochbefriedigt von Dem, was wir gesehen und gehört hatten, von unserm Eichbaum herunter und begaben uns ohne Verzug auf den Heimweg; die Gaslaternen der Stadt zeigten uns in der dunklen Nacht die Richtung, welche wir bei unserm Rückmarsch quer durch die Felder einzuschlagen hatten.

15.

Die Preußen kommen!

Das schöne Frühlingswetter, welches, nur von wenigen Regentagen unterbrochen, den ganzen April und Mai hindurch geherrscht hatte, dauerte auch noch im Juni fort. Die Exercitien des Regiments näherten sich ihrem Ende und es war festgesetzt worden, daß das Regiment am 15. Juni zu einer größeren Truppenübung ausrücken sollte; wie es hieß, sollte dasselbe in Gemeinschaft mit dem 4. Infanterie-Regiment (Stade) in der Nähe von Harburg ein Brigade-Exercieren abhalten.

Am 13. Juni wurde mit der Bahn die österreichische Brigade Kalik, welche in Holstein gestanden hatte, durch Lüneburg befördert. Ich ging Nachmittags mit mehreren Kameraden zum Bahnhof. Zwar hatte man den Perron abgesperrt, aber von der Barrière aus konnten wir uns recht gut mit den Insassen der uns zunächst befindlichen Wagen unterhalten. Es war das erste Mal, daß ich die Oesterreicher, welche damals noch den weißen Rock trugen, zu Gesicht bekam. Ich hatte für dieselben große Sympathien und ich gedachte an die Tage von Översee und Veile; es soll damit aber nicht gesagt sein, daß ich die Preußen, wenn sie etwa an Stelle der Oesterreicher Lüneburg passiert hätten, nicht mit derselben Zuneigung begrüßt haben würde. Wir lebten damals ja noch in jener glücklichen Zeit, daß wir ohne Bitterkeit der preußischen Armee und ihrer tapferen Thaten von Friedrich dem Großen her bis zum letzten schleswig-holsteinischen Feldzuge gedenken konnten; wir konnten ja damals noch nicht wissen, wie verhängnißvoll dies „Schleswig-Holstein stammverwandt" und der Conflict, welcher sich seines Besitzes wegen zwischen den beiden Großmächten entspann, für unser eigenes Vaterland werden sollte. Wie ein Damoklesschwert hing schon der zwischen Preußen und Italien am 8. April 1866 abgeschlossene geheime Kriegs- und Annexionsvertrag über unserem

Haupte, aber wir hatten keine Ahnung von der Gefahr, wir lebten noch im „Stande der Unschuld", waren heiter und allzeit frohen Muthes, denn: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!

Wir riefen Hurrah und winkten den abfahrenden Oesterreichern, so lange wie wir sie sahen, mit der Hand den Abschiedsgruß zu, und sie wiederum lehnten sich aus den Wagen, schwenkten ihre Feldmützen, lachten, scherzten und sangen, ebensowenig wie wir etwas von dem Vorhandensein des Damoklesschwertes ahnend. So können oft gewaltige und Alles umwälzende politische Ereignisse plötzlich eintreten, ohne daß der Schatten, den sie voraus werfen, gerade allzulang zu sein braucht. Das gilt nicht nur allein für das Vergangene, sondern auch für das Zukünftige, nicht nur für das, was geschehen ist, sondern auch für das, was noch geschehen wird.

Wie ich bereits erwähnte, war der Ausmarsch unseres Regiments auf den 15. Juni festgesetzt worden. Die Mannschaften waren zu einer größeren Uebung ausgerüstet; jeder Infanterist führte 60 Manöver- und 24 scharfe Patronen mit sich. Auf dem Marktplatze war der Sammelplatz. Natürlich ließen wir Rekruten es uns nicht entgehen, beim Abmarsch des Regiments anwesend zu sein; auch von den Bewohnern der Stadt war eine große Menge Zuschauer erschienen. Um 6 Uhr Morgens marschierte das 2. Bataillon ab und zum Bardowiekerthore hinaus, der nach Harburg führenden Landstraße folgend; das 1. Bataillon folgte $^3/_4$ Stunden später. Bis zum Thore gaben wir unseren Kameraden das Geleit. Als die letzte Compagnie unseren Blicken entschwunden war, begaben wir uns wieder in unser Quartier und tranken den Morgencaffee.

Die zurückgebliebenen 240 Rekruten des Regiments bildeten mit etwa 60 älteren Leuten, sowie den nöthigen Unterofficieren das sogenannte Depot; dasselbe war dem Befehle eines überzähligen Hauptmanns unterstellt.

Am Vormittage des 15. Juni nahmen wir in aller Ruhe unsere Uebungen vor, Nachmittags jedoch, gegen Ende des Exercierens, machte sich auf dem Platze plötzlich eine ungewöhnliche Erregung bemerkbar. Dem Hauptmann H., welcher anwesend war, schien eine wichtige Nachricht überbracht worden zu sein. Er rief die Unterofficiere zusammen, und nach kurzer Besprechung wurde an uns der Befehl ausgegeben, um $^1/_2$8 Uhr Abends auf dem Marktplatze mit gepacktem Tornister marschfertig anzutreten.

In unser Quartier eingerückt, vernahmen wir von Meister Dömitz, daß Gerüchte in der Stadt verbreitet seien, die überall die größte Aufregung und Bestürzung hervorgerufen hätten. Es wurde erzählt, die Preußen wären in feindlicher Absicht über die Elbe gegangen und befänden sich von Harburg aus bereits im Anmarsch auf die Stadt. Lawinenartig verstärkte sich das Gerücht von der bevorstehenden Gefahr, und bald hieß es, die preußischen Truppen seien nur noch eine Stunde von der Stadt entfernt, hätten Bardowiek besetzt u. s. w.

Daß unser Regiment am Morgen in der Richtung auf Harburg marschiert war und im Laufe des Tages der Marschroute gemäß bis Winsen a. d. Luhe und Stelle gelangt sein mußte und für alle Fälle das Königin=Husarenregiment auch noch zum Schutze der Stadt da war, daran dachte in jenem Augenblick kein Mensch.

Ich packte meinen Tornister, verabschiedete mich von Meister Dömitz und dessen Frau und begab mich sodann zur bestimmten Zeit nach dem Marktplatze. Der Sergeant Sch. ließ die Compagnie antreten und führte dieselbe im Laufschritt nach dem Compagnieboden an der Grapengießerstraße. Wir vertauschten dort unsere glatten Exerciergewehre mit neuen gezogenen Gewehren, auch wurden sonstige uns noch fehlende Sachen ausgegeben. Leider vergaß man in der Eile, uns mit Cantinen zu versehen. Es waren dies die in der hannoverschen Armee gebräuchlichen hölzernen, tönnchenartig geformten Wassergefäße, welche reichlich ein Liter Flüssigkeit zu fassen vermochten. Der Mangel eines derartigen Geräthes sollte sich uns später bei dem Marsch durch die wasserarme Gegend des Eichsfeldes in empfindlicher Weise bemerkbar machen.

Nachdem in aller Eile unsere Ausrüstung beendet worden war, ging es im Laufschritt zum Bahnhof. Es mochte gegen 9 Uhr sein, als wir dort eintrafen; kurz vorher war das Regiment in der Richtung nach Hannover durchgefahren. Wie erzählt wurde, hatte der Bahnhofsinspector in Harburg, als sich dort die Kunde verbreitete, daß die Preußen über Wilhelmsburg her im Anmarsch seien, sämmtliche vorräthige Wagen und Locomotiven der Station in der Richtung auf Lüneburg abgesandt. In Winsen a. d. Luhe wurde das Regiment von einem Eisenbahnzuge aufgenommen, und auch für uns war das zur Weiterbeförderung, erforderliche Zugmaterial vorhanden. Die Königin=Husaren dagegen traten ihren Marsch nach dem Süden zu Pferde an.

Um 9 Uhr verließ der Zug den Bahnhof. Die ganze Stadt war auf den Beinen. In dichten Schaaren drängten sich Männer, Frauen und Kinder, Jung und Alt vor den zum Bahnhof führenden Zugängen; doch kein lauter Zuruf, kein Scherzwort, kein Lachen wurde gehört, still und schweigend sah man der Abfahrt des Zuges zu; sichtlich stand Alles unter dem Einfluß einer bangen trüben Stimmung — es war dies wohl die Vorahnung von dem schweren Verhängniß, welches bereits im Begriff war, über unser Vaterland hereinzubrechen.

Beim Hinausfahren aus dem Bahnhof warf ich noch einen Blick aus dem Coupeefenster auf die Stadt, die mit den verschwommenen Umrissen ihrer Thürme, Häuser und Wälle und mit den soeben angezündeten Gaslaternen aus der Dämmerung des Sommerabends herübergrüßte. Auch ich war in jenem Augenblick ernst gestimmt, obschon ich mir nicht träumen ließ, daß der Abschied von der freundlichen anheimelnden Garnison ein Abschied auf immer sein würde, daß nun eine lange Zeit hindurch nicht mehr der Schritt hannoverscher Bataillone in Alt-Lüneburgs Straßen erschallen und nicht mehr auf dem Paradeplatz bei klingendem Spiel die gelbweißen Fahnen im Winde flattern würden.

Unter den Insassen des Coupees, in welchem ich Platz gefunden hatte, befanden sich mehrere alte Soldaten, welche 64 mit in Holstein gewesen waren. Sie waren heiter und guten Muthes, fürchteten weder die Uebermacht des Feindes, noch das weit und schnell schießende Zündnadelgewehr. Bei dem Ausmarsch aus Lüneburg hatten sie sich nicht von der allgemeinen Aufregung überrumpeln lassen, sie hatten sich vielmehr mit Mundvorrath, gefüllten Flaschen und mit Tabak zur Genüge versehen. Die Flaschen machten die Runde, eine heitere Stimmung verbreitete sich, Scherzworte fielen hüben und drüben und schließlich tönte es aus den jugendlichen Kehlen, gerade nicht streng harmonisch aber um so kraftvoller:

„Wir lustigen Hannoveraner
Sind alle beisammen.
Ei so lasset uns fahren
Mit Roß und mit Wagen
Nach unserm Quartier —
Lust'ge Hannoveraner und das sein wir!“

Seit Jahrhunderten war dieses Lied in der hannoverschen Armee heimisch, in vieler Herren Länder, im Kriege und im Frieden, auf dem Marsch und in der Schlacht war es erklungen; unter Griechenlands Tempelruinen und auf Gibraltars meerumbraustem Fels, unter dem glühenden Himmel Indiens und wiederum an nordischer Meeresküste, am Tajo und am Belt, an der Donau und an der Seine hatten hannoversche Krieger es gesungen. Dürftig und kunstlos zwar dem Inhalt nach, besitzt das Lied dafür in seiner Melodie etwas so echt Volksthümliches, Soldatenmäßiges und gleichzeitig Feuriges, daß es, so oft es auch erschallt, stets wieder die Herzen aufs Neue mit sich fortreißt. Auch wir an jenem Abend, die wir in die Nacht hinein- und einer dunklen Zukunft entgegenfuhren, vergaßen beim Klange unseres alten Hannoveranerliedes alle Sorge um das Ungewisse, das uns etwa bevorstehen mochte.

16.

Der 15. Juni 1866.

Der Tag, an welchem wir Lüneburg verließen, der 15. Juni 1866, war für unser hannoversches Vaterland ein höchst verhängnißvoller. Am Morgen dieses Tages stellte Preußen der hannoverschen Regierung „die Wahl zwischen Bündniß oder Krieg innerhalb 12 Stunden". Der König, welcher sich zwar bereit erklärte, Neutralität zu halten, konnte sich nicht entschließen, mit Preußen ein Bündniß einzugehen, das ihn verpflichtete, gegen einen andern deutschen Bundesstaat das Schwert zu ziehen. Er wollte mit dem Streitfall, der zwischen Preußen und Oesterreich entstanden war, nichts zu thun haben. Daß er die Einberufung der Urlauber einige Monate früher als in andern Jahren verfügte, konnte unter den obwaltenden Umständen nicht befremdend erscheinen, stand doch Preußen schon längst gerüstet da. Es hatte seine sämmtlichen Armeecorps mit alleiniger Ausnahme des westfälischen, mobil gemacht. Der König lehnte also das ihm am 15. Juni angetragene Bündniß mit Preußen ab, indem er die denkwürdigen Worte sprach: „Als Christ, als König und als Welf kann ich nicht anders." In einem Briefe des Königs an den Landdrost Freiherrn von Hammerstein in Osnabrück, datirt vom 26. November 1866, heißt es über jene Vorgänge wie folgt: „Die von Sr. Majestät dem Könige von Preußen Mir angebotene Neutralität war von Mir, soweit sie mit Meinen Bundespflichten vereinbar war, angenommen und Mein Minister der auswärtigen Angelegenheiten hat bis zum letzten Augenblicke dem Königlich Preußischen Gesandten an Meinem Hofe amtlich erklärt, daß die Neutralität gehalten werden würde. Die Sommation vom 15. Juni ver-

langte aber nicht Neutralität, sondern ein Bündniß, also etwas durchaus Anderes als das früher von Mir Zugesagte, und zwar etwas, das Meinen Verpflichtungen gegen Meine übrigen deutschen Bundesgenossen zuwiderlief. Was also zur Erhaltung des Friedens mit Preußen nach Pflicht und Ehre für Mich anzunehmen möglich war, ist von Mir angenommen worden."

Von einer Hannover feindlichen Seite ist allgemein verbreitet worden, daß Hannover auf dem Bundestage in Frankfurt gemeinschaftlich mit Österreich dem Kriege gegen Preußen zugestimmt und also gewissermaßen den Kriegsfall mit Preußen und die daraus erfolgte Annexion selber verschuldet habe. Aber diese Darstellung ist unrichtig. Hannover hat am 14. Juni 1866 gegen den von Oesterreich eingebrachten Antrag auf „Mobilisirung der Bundesarmee mit Ausschluß der preußischen Ameecorps" gestimmt. Dagegen hatte es sich für den aus den Mittelstaaten hervorgegangenen Antrag erklärt, der die österreichischen sowohl wie die preußischen Bundescorps von der Mobilmachung ausschloß, der also den Mittelstaaten die Möglichkeit an die Hand geben sollte, in dem blutigen Streit, der zwischen Oesterreich und Preußen auszubrechen drohte, nicht ganz schutzlos dazustehen. Obschon der österreichische Antrag abgelehnt worden war, erklärte der preußische Gesandte sofort nach der Abstimmung den deutschen Bund für aufgelöst, „weil der österreichische Antrag angenommen sei!"

Welche Macht in Wirklichkeit in jenen Tagen den Krieg gewollt hat, das muß Jedem, der in die Geschichte jener Junitage ohne Vorurtheil einzudringen versucht, bald klar werden.

Am dreizehnten Juni schrieb der König von Preußen an den General Vogel von Falkenstein: „Die Nachrichten über den Stand der hannoverschen Armee haben ergeben, daß dieselbe noch nicht in völliger Kriegsstärke und nicht völlig vorbereitet ist, sich auf höchstens 15 000 Mann aller Waffen beläuft." Ferner heißt es in jenem Schreiben: „Bei den von Ihnen zu übernehmenden Operationen wird es darauf ankommen, die hannoverschen Truppen durch Entwaffnung oder durch Angriff auf dieselben außer Wirksamkeit zu setzen." Am 14. Juni dagegen, also am folgenden Tage, ersuchte die preußische Regierung die hannoversche, dem in Holstein stehenden Corps Manteuffel bundesfreundlich den Durchmarsch durch Hannover gestatten zu wollen.

Es ist vielerlei Sonderbares in jenen Tagen passirt und über viele Vorgänge ist geflissentlich ein Schleier gezogen oder solche sind so dargestellt, daß den König von Hannover allein die Schuld trifft, den Untergang seiner Dynastie veranlaßt zu haben. Diese einseitigen, höchst ungerechten Darstellungen sind nicht nur allein von berühmten Geschichtsforschern im gegnerischen Lager, sondern leider auch von Söhnen unseres eigenen Landes in die Welt gesetzt worden, von jenen Ehrenmännern, die der eigenen Regierung aus irgend einem Grunde grollten und ihr bei jeder Gelegenheit gehässig gegenüber traten oder auch denen ihr hannoversches Vaterland längst zu klein war zum „Carriere machen“, die deshalb schon vor der Katastrophe von 1866 in Berlin Fühlung suchten und gleich nach dem Tage von Langensalza nichts Eiligeres zu thun hatten, als Namens des gesammten hannoverschen Volkes um Aufnahme in den preußischen Staatsverband de- und wehmüthigst zu petitionieren.

König Georg wollte gewißlich nichts Anderes als Neutralität, er wollte eben so wenig Preußen entgegentreten, als er sich dazu verstehen konnte, im Bündniß mit Preußen Oesterreich zu bekämpfen. Seiner Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeitsliebe erschien es undenkbar, sich gegen einen andern Bundesfürsten feindlich zu stellen. Als Oesterreich ihm im Bündnißfall, kurz vor dem Ausbruch des Krieges, in Aussicht stellte, die in Holstein stehende Brigade Kalik mit der hannoverschen Armee zu vereinigen, lehnte er solches entschieden ab; er wollte ja weiter nichts als den Frieden in seinem Hannoverlande und er wollte mit dem Streit der Großen nichts zu thun haben.

Der 15. Juni brachte die Entscheidung; rasch rückte die Division Manteuffel, die bei Altona längst kampfbereit stand, sowie die Division Göben von Minden aus, in Hannover ein und eine dritte Division näherte sich von Süden. Es blieb den hannoverschen Truppen keine Zeit mehr, sich im Norden Hannovers zu vereinigen und es mußte daher die Marschrichtung auf den noch vom Feinde freien Süden des Landes genommen werden, um dort nach Möglichkeit die Armee in Kriegsbereitschaft zu setzen.

Es ist in jenen Tagen im Volke Mancherlei gesprochen worden von Verrath und absichtlicher Verzögerung der kriegsmäßigen Ausrüstung der Truppen. Es wurde dabei unter Ausdrücken der Entrüstung vielfach der Name eines hochgestellten Officiers genannt. Ich vermag nicht darüber zu urtheilen, ob

solche Gerüchte völlig grundlos gewesen sind oder ob ihnen etwas Wahres innewohnte: das scheint mir allerdings nach dem, was die Folgezeit ans Licht förderte, ziemlich klar zu sein, daß sich auf unserer Seite (übrigens nicht in Officierskreisen) wenigstens ein Spion befand, der dem Gegner die Karten verrieth.

Kluge Leute tadelten auch die Bewaffnung der Truppen. Namentlich machte man der Heeresverwaltung zum Vorwurfe, daß nicht schon längst ein Hinterladegewehr eingeführt worden sei. Diese Tadler vergessen aber, daß wir unser Gewehr zufolge der Bundesverfassung nicht führten, um gegen einen Bundesstaat, etwa gegen das mit Zündnadelgewehren bewaffnete Preußen Krieg zu führen, sondern daß unsere Bewaffnung sich doch zunächst gegen das Ausland richtete, und in dieser Beziehung erwies sich unsere Bewaffnung zeitgemäß. Auch die andern deutschen Bundesstaaten, mit Ausnahme Preußens (und wenn ich nicht irre, auch Braunschweigs, Oldenburgs und Hamburgs), führten Vorderlader. In einem Kriege mit einer auswärtigen Macht war unser solid und sorgfältig gearbeitetes Gewehr, welches bis auf 800 Schritt trug und auf 200—300 Schritt noch einen ziemlich sichern Schuß hatte, vollständig ausreichend, allerdings einer Hinterladewaffe gegenüber waren wir in großem Nachtheil. Die Einführung eines Hinterladers war übrigens, so viel ich weiß, bereits beschlossene Sache.

Was die sonstige Ausrüstung der hannoverschen Armee anbetraf, so war dieselbe in jeder Beziehung gut; wo sich im Laufe des Feldzuges Mängel herausstellten, da lag die Schuld gewiß weniger an der Armeeverwaltung, als an den außergewöhnlichen Verhältnissen, unter denen in letzter Stunde die Ausrüstung ins Werk gesetzt werden mußte. —

Die Einigung Deutschlands unter der mächtigen Hand eines Kaisers, wofür auch ich 1870 gekämpft und — geblutet habe, ist von mir mit Begeisterung und Freude begrüßt worden, aber dies große Ereigniß hat mich nie abhalten können, neben Alldeutschland auch meinem engeren Vaterlande Liebe, Treue und Anhänglichkeit zu bewahren.

17.
Eisenbahnfahrt von Lüneburg bis Göttingen.

Die erste längere Unterbrechung erlitt unsere Eisenbahnfahrt an jenem Abend in Uelzen. Es hatte sich an der Station eine Anzahl alter Soldaten, Arbeiter und Landleute aus der Stadt und deren nächster Umgebung eingefunden, die uns begrüßten, nach Freunden und Bekannten im Regiment fragten und es sich nicht nehmen ließen, uns mit Bier und sonstigen Getränken zu bewirthen. An diese Leute war keine Einberufungsordre ergangen, da sie aber nunmehr sahen, daß der Krieg im Anzuge war, so wußten sie nicht, was sie beginnen sollten, ob sie sich sofort aufmachen und aus eigenem Antriebe der Armee folgen, oder ob sie ruhig zu Hause bei Frau und Kind bleiben und thun sollten, als ob sie die Sache nichts anginge. Aus ihren ernsten und nachdenklichen Mienen ersah man, daß sie die Lage, in welche sie versetzt waren, nicht leicht nahmen.

Außer jenen früheren Soldaten unseres Regiments zeigte sich am Bahnhofe niemand. Selbst die an den Bahnstationen kleiner Städte allabendlich verkehrenden Bahnhofsstammgäste, welche hinter ihrem Bierglase hervor das reisende Publikum mit kritischen Blicken zu betrachten pflegen, fehlten an jenem Abend vollständig, und doch hätte man meinen sollen, daß in der Stadt längst das Gerücht von der Durchreise unseres Regiments verbreitet sein mußte. Mit Händedruck und herzlichen Worten nahmen wir von den Uelzener Kameraden Abschied und fuhren weiter. Die Fahrt ging nur langsam von statten, auch an anderen Stationen hatten wir Aufenthalt, namentlich in Lehrte wurde sehr lange gerastet. Wir erreichten daher erst im Morgengrauen des 16. Juni Hannover. Es mochte gegen

5 Uhr sein, als der Zug in den Bahnhof einfuhr und dem Tivoli gegenüber hielt. Am Bahnhof war alles still und niemand kümmerte sich um uns. Lebhaft machte sich bei uns das Gefühl des Hungers bemerkbar und wir wären gern in die Stadt gegangen, um etwas Eßbares einzukaufen, aber wir durften selbstverständlich den Zug nicht verlassen. Endlich erschienen Leute mit Körben voll Weißbrod am Perron. Leider kam auf den Mann nur ein winziges Semmelchen.

Nach zweistündigem Aufenthalt in Hannover dampften wir weiter im Leinethal aufwärts dem Ziel unserer Fahrt, Göttingen, entgegen. Für mich, der ich bislang nur die Heide und Theile der angrenzenden Marsch, nur die Tiefebenen des nördlichen Hannovers kannte, war jene Fahrt, die mich zum ersten Male in eine ganz andere Gegend, durch üppige, mit schönem Korn bestandene Felder und an felsigen mit Wald bedeckten Gebirgszügen vorbeiführte, eine höchst interessante. Fast während der ganzen Reise stand ich am Coupeefenster und musterte mit großer Aufmerksamkeit links und rechts alles Neue und Fremdartige, was meinem Auge auffiel. Bei Nordstemmen war es die herrliche Marienburg auf hohem, waldigen Bergrücken, die mit ihren zierlichen Thürmen und Zinnen meinen Blick fesselte. Erst 21 Jahre später sollte es mir vergönnt sein, den Weg zu der Burg emporsteigen und das schöne Bauwerk in nächster Nähe betrachten zu können.

Jenseit Nordstemmens fuhren wir an der auf schroffem Bergabhange und hart am Leineufer belegenen Poppenburg vorbei. Bei Elze, welches wir bald darauf erreichten, hielt am Bahnübergange ein Garde du Corps zu Pferde, anscheinend ein Urlauber, der sich zu seinem Regiment begeben wollte.

Nunmehr verengte sich das Leinethal immer mehr, die Berge rückten näher zusammen und an mehreren Stellen führte die Bahn hart an felsigen Abhängen vorüber. Alles dies war mir neu, und mit immer größerem Erstaunen betrachtete ich die mir fremdartige Landschaft, welche wir im Fluge durchsausten. Von dem hart an der Leine gelegenen Städtchen Alfeld blieb mir das Bild eines altersgrauen Thurmes, aus dessen morschem Gemäuer ein lustig grünender Baum hervorgewachsen war, in der Erinnerung haften.

Bald links, bald rechts der Leine führte die Bahn weiter. Die Berge traten nach und nach mehr zurück, das Leinethal wurde freier, offener und in weitere Entfernung vermochte der

Blick zu dringen. Northeim hatten wir passiert und schnell näherten wir uns Göttingen. Ich erinnere mich, daß ich in dieser Gegend, östlich der Bahn, eine stattliche Burgruine erblickte, die aus der Ferne, von waldbewachsener Höhe, herüberschaute. Es war dies die erste Ruine, welche mir zu Gesicht kam, und mein jugendliches, von romantischen Ideen erfülltes Herz gerieth darüber in nicht geringes Entzücken. Keiner meiner Kameraden vermochte mir den Namen der Ruine zu sagen, die bald in nebliger Ferne zurückblieb. Lange blieben die hohen Mauern mit den leeren Fensteröffnungen als ein Ueberrest längst vergangener Zeit und Herrlichkeit in meiner Erinnerung haften und oft, wenn ich in späteren Jahren an Rhein und Mosel, an Lahn, Lenne und Ruhr auf den Bergkuppen die alten verfallenen Burgen emporragen sah, gedachte ich jener Ruine in der Heimath, im Grubenhagener Lande, die ich auf meinem ersten größeren Ausfluge in die Welt erblickte.

Um die Mittagszeit erreichten wir Göttingen. Fast völlig menschenleer war der Bahnhof, nur ein Trupp Studenten spazierte auf dem Perron auf und nieder und musterte den Zug und seine Insassen mit neugierigen Blicken. Die farbigen Kappen und Bänder und vor allem die mit rothen Narben bedeckten Gesichter, deren Einzelne unter ihnen sich erfreuten, erregten meine ganze Aufmerksamkeit. Es war dies wieder etwas Außergewöhnliches für mich: Studenten, und noch dazu solche mit den Spuren schlecht parierter Hiebe im Gesicht, hatte ich in meiner heimathlichen Heide ebensowenig Gelegenheit gehabt zu sehen wie Burgruinen.

Bei der wechselvollen Augenweide, welche die Fahrt im Leinethal mir gewährte, war das Eßbedürfniß, welches sich bereits in Hannover in bedenklicher Weise zeigte, förmlich eingeschläfert worden. Jetzt aber, nachdem wir dem Zuge entstiegen waren und unthätig in der Nähe des Bahnhofs lagerten, stellte sich der Hunger um so heftiger wieder ein. Es war ein kleiner Vorgeschmack von dem, was wir später noch in dieser Beziehung erdulden sollten.

Am Bahnhofe zu Göttingen trafen wir mit unserem Regiment zusammen; die Rast, welche hier gehalten wurde, benutzte man dazu, die Rekruten und Depotmannschaften in die Compagnien einzureihen. Wir wurden also mit einem Schlage nach nur zweimonatlicher Dienstzeit den alten Leuten gleich gerechnet. Allerdings sahen uns diese Anfangs etwas über die Achseln an,

aber diese Geringschätzung verlor sich beim gemeinschaftlichen Ertragen gleicher Entbehrungen und Anstrengungen sehr bald.

Ich wurde der Mannschaft des Sergeanten L. zugetheilt und kam ins zweite Glied. Mein Vordermann war ein Infanterist Namens Detje, ein kräftiger starker Mann mit frischem, rothem, stets freundlich ausschauendem Gesicht. Wenn ich ihn, der am Körper halbmal so breit war als ich, breitspurig wie eine knorrige stämmige Eiche vor mir stehen sah, so stieg mir im Stillen und unbewußt (leider hatte ich nicht so viel moralische Kraft, es zu verhindern) der böse, egoistische Gedanke auf, daß ich mir einen besseren Vordermann gar nicht hätte wünschen können. Wenn es zum Schlagen kam, brauchte ich nur immer „gut Vordermann" zu halten, und nichts konnte mir geschehen. Mein linker Nebenmann hieß Vollmer, der rechte Lüllau; der Erstere war mager, starkknochig, dunkel von Gesicht und Haaren; der Letztere, weniger stark, aber zäh gebaut, ließ an seinem aschblonden Haar und den blaugrauen Augen sofort den echten Lüneburger erkennen. Alle drei waren liebe treue Kameraden, denen ich manches Gute zu verdanken habe.

18.
Marsch nach Ballenhausen.

Nach etwa dreistündigem Aufenthalt verließen wir den Bahnhof von Göttingen, nahmen aber unseren Weg nicht durch die Stadt, sondern marschierten an der Südseite derselben durch Wallanlagen bis wir die nach Niedern=Jesa führende Landstraße erreichten, die wir dann weiter verfolgten. Wohin die Reise ging, war uns natürlich unbekannt. Wir kümmerten uns um das Ziel unseres Marsches auch nicht im Geringsten, dafür mochten die Officiere sorgen, wichtiger war es für uns, wenn der Marsch nicht gar zu lange währte und wir bald ein Quartier erhielten, wo es etwas zu essen gab.

An der Landstraße trafen wir zwei junge Mädchen in ländlicher Tracht, welche in einem in der Nähe gelegenen Dorfe zu Hause waren. Es waren frische, hübsche Dirnen mit sonnengebräunten Gesichtern, braunen Haaren und kecken, fröhlichen Augen. Sie marschierten in ihren derben nägelbeschlagenen Schnürschuhen tapfer neben der Compagnie her, die ihnen zugerufenen Scherzworte schlagfertig erwidernd. Mit begehrlichen Blicken musterten sie die hübschen, kräftigen Kriegergestalten, und als wir bald darauf zu einem von der Hauptstraße sich abzweigenden Feldwege kamen, dem die Mädchen folgen mußten, um zu ihrem heimischen Dorfe zu gelangen, da schien den Beiden der Abschied von uns recht schwer zu werden. Lange sahen sie uns nach und ich glaube, sie wären mit uns bis ans Ende der Welt marschiert, wenn wir es nur gewünscht hätten.

Im Marsch trat eine Stockung ein, die Compagnie machte eine Weile Halt. Ich setzte mich am Wegesrande auf einen Steinhaufen. Fähnrich v. J. . ., unser Exerciermeister, der in

der Nähe war, gesellte sich zu mir und ließ sich an meiner Seite nieder. Er war inzwischen zum Seconde-Lieutenant avanciert und trug jetzt die Epauletts.

„Nun giebt es Krieg, F... — Was sagst Du aber nun?“ so frug er, den Schleppsäbel mit der blanken Stahlscheide anziehend und sich mit der Linken auf das Gefäß desselben stützend.

Ich war Anfangs etwas verwirrt und wußte nicht recht, was ich auf diese Frage erwidern sollte. Endlich sagte ich: „O, es wird wohl so schlimm nicht werden, Herr Lieutenant.“

„Gewiß wird es so schlimm! Wir können jeden Augenblick von den Preußen angegriffen werden. Wir sind nur wenige Stunden von der preußischen Grenze entfernt.“

„Wir haben aber doch den Preußen nichts gethan, Herr Lieutenant.“

Lieutenant von J... lachte. „Das ist auch nicht nöthig, aber sie wollen uns etwas thun. Sie haben Hannover den Krieg erklärt. Du weißt doch, was das bedeutet?“ — Ich sah den Lieutenant an und lächelte, ohne jedoch etwas auf seine letzte Frage zu erwidern. — „Also nun ist Krieg,“ so fuhr er fort, „treffen wir zusammen, so schießen wir uns todt. Was sagst Du dazu? Wärst Du doch lieber zu Hause geblieben. Was werden Vater und Mutter sagen, wenn Dich die Preußen todtschießen!“

„Jede Kugel trifft nicht, Herr Lieutenant. Ich bin nur klein, über mich schießen sie hinweg.“

„Sieh, wie Du schlau bist. Ja, Du bist leider noch klein und schmächtig. Wenn wir einen größeren Marsch machen, kriegt Dich der Tornister unter und Du bleibst liegen. Deine Knochen sind noch nicht steif genug; hättest noch ein Jahr warten sollen.“

Es ärgerte mich, daß Lieutenant v. J... eine so geringe Meinung von meiner körperlichen Leistungsfähigkeit zu haben schien. Etwas schroff gab ich daher zur Antwort: „Ich bleibe nicht liegen, Herr Lieutenant, ich trage meinen Tornister so gut wie jeder Andere!“

„Nun, Du brauchst nicht böse zu werden. Ich weiß ja, Du bist zu ängstlich, thust immer mehr als Du nöthig hast.“

Inzwischen war die Stockung im Marsch gehoben, die Mannschaften standen vom Boden auf und auch ich verließ meinen Sitz auf dem Steinhaufen, um mich in die Reihe an meinen Platz zu stellen. Während die Glieder sich ordneten,

rief Lieutenant v. J..., der sich gleichfalls erhoben hatte, mir noch zu: „Na, F..., wir wollen nicht verzagen, und wenn uns eine Kugel trifft, dann weißt Du ja, wie es im alten Soldatenliede heißt:

„Kein schönrer Tod ist in der Welt,
Als wer vorm Feind erschlagen
Auf grüner Heid, im freien Feld,
Darf nicht hör'n groß Wehklagen.."

Der junge stattliche Officier grüßte nach diesen Worten mit der ihm eigenen anmuthig-freundlichen Neigung des Hauptes und begab sich sodann zu seiner Division*). Ich stellte mich an meinen Platz im Gliede und gleich darauf ertönte das Marschcommando und weiter gings auf der lehmigen Straße.

Da kurz zuvor ein Gewitterregen niedergegangen war, so war der Weg aufgeweicht und ein guter Theil des zähen Lehmbodens blieb an unseren Stiefeln hängen. „Dat kannst Du an de Stäwel sehn," sagte Vollmer, sich an Lüllau wendend, „wat dat hier för Bodden is." Sie waren Beide bei ländlicher Arbeit groß geworden und musterten die links und rechts der Straße gelegenen Felder mit kritischen Augen, ihre Ansichten darüber gegenseitig austauschend. „Ja, Mensch, kiek mal, wat hebbt se hier awer ok för Roggen," entgegnete Lüllau, „ne, so'n Korn hev ick denn awer doch noch nich sehn! Fief bet söß Foot in en Wohld weg un denn so eben as en Dähl — ne, dar könnt wi armen Heidbuern nich an tippen. Junge, hier möch ick ok buerwarken! En rieke Gegend mutt dat hier wesen, kiek mal ümher — luter Pannenhüser un in jedet lütte Dörp sühst Du enen Karkthoorn."

„Ho, —", rief der dicke Detje, der das Gespräch mit angehört hatte, dazwischen, „töwt man noch erst mal, da ward woll noch'n Haken bi wesen, de Lüd ward hier woll eben so wenig Eddelmann spelen können, as bi us to Hus!"

Wir bogen nun links von der Straße ab und erreichten bald das etwa zwei Stunden von Göttingen entfernte Dorf Ballenhausen, wo wir Quartier erhielten und wo für diesen Tag unser Marsch endete. Ich kam mit Vollmer und Detje zusammen auf ein kleines Gehöft, welches am nördlichen Ende des Dorfes lag. Eine ältere Frau und ihre beiden erwachsenen

*) Zug.

Töchter schienen die einzigen Bewohnerinnen des Hauses zu sein. Sichtlich waren sie von der plötzlichen Einquartierung überrascht worden und wußten nicht recht, was sie mit uns anfangen sollten. Wir gaben ihnen in aller Höflichkeit zu verstehen, daß wir zunächst keinen andern Wunsch hätten als recht bald etwas Essen zu bekommen. Die Frau eilte mit großer Geschäftigkeit in die Küche und bald darauf hörten wir das Knarren einer Caffeemühle. Da dies wohlthuende Geräusch nicht lange anhielt, so wollte Vollmer, der eine sehr scharfe Beobachtungsgabe besaß, daraus den Schluß ziehen, daß die Frau nicht gar zu viel Bohnen zu dem Getränk genommen haben möchte. Er sollte mit seiner Schlußfolgerung recht behalten. Der Caffee, der uns bald darauf vorgesetzt wurde, war nicht von der Art, daß, wie der Bauer von einem guten Caffee zu sagen pflegt — „ein Schneider darauf hätte tanzen können". — Roggenfeinbrod gabs dazu, aber ohne Butter oder eine andere Zugabe. Als Hauptgericht wurde uns dann eine große Schüssel vorgesetzt, in welcher sich ein Gemisch von dicker Milch, abgekochten Kartoffeln und Kopfsalat befand. Wir waren hungrig und langten tüchtig zu, auch ließen wir der Wirthin gegenüber nicht den geringsten Tadel laut werden, denn sicherlich gab die Frau es uns so gut wie sie es hatte, aber als wir unter uns allein waren, konnten wir es nicht unterlassen, an die Bewirthung allerlei überflüssige Betrachtungen zu knüpfen. Bei uns in der Heide aß der ärmste Mann sein Brod nicht ohne Butter, oder doch nicht ohne Schmalz oder ein sonstiges Fett. Ich möchte den Bauer gesehen haben, der seinem Gesinde oder seinen Tagelöhnern trockenes Brod hätte vorsetzen wollen. „Drög Brod eten" ist im Sprichwort ein Zeichen bitterer Armuth; „Water un drög Brod" ist Gefängnißkost. Und der Salat wurde bei uns mit Rahm oder mit einer Specksauce zubereitet. Zu Kartoffeln aber gehört ein Stück Fleisch oder gekochter Speck, oder sie kommen gebraten auf den Tisch. Zum Mindesten will man in ihrer Gesellschaft einen Hering sehen. Dicke abgerahmte Milch kam allerdings auch bei uns häufig auf den Tisch. Sie dient als Nachspeise, ist gesund und schmeckt prächtig, namentlich wenn man sie mit einem hölzernen Löffel ißt. Dicke Milch aber in dieser Zubereitung, im Gemenge mit Salatblättern und harten Kartoffeln, wie sie uns von jener guten Frau vorgesetzt wurde, das schien uns doch ein recht eigenthümliches Gericht zu sein. Wir aber waren hungrig wie

die Wölfe und daher griffen wir tapfer zu. Das aber wurde uns bald klar: so schön auch die Gegend, in welcher wir uns jetzt befanden, war, so schwer und ertragsfähig der Boden sich zeigte und ein so prächtiger Kornwuchs die Felder ringsum auch zierte — gegessen wurde bei uns in der Lüneburger Heide besser.

„Jungs, mit dat Eten is dat hier to Lannen man wat or'när," sagte der breitschultrige Detje, indem er sich die letzte Kartoffel und das letzte Salatblatt vom Boden der irdenen Schüssel heraufholte — „de Rogg in de Felder steiht unvergliekklich, awer de Kost ist man wööst un plümperig."

So saßen wir denn nach Tisch noch ein Stündchen beisammen, priesen, nach dem Sprichwort: „Jede Prachter lööwt sien Kiep" — heimische Lebensart und Sitte, sprachen von unseren Lieben daheim und gedachten mit Wehmuth unserer lieben, so vielfach verkannten und geschmähten Heide.

19.

Ruhe- und Friedenstage in Ballenhausen und Sieboldshausen.

Der folgende Tag, der 17. Juni, war ein Sonntag und für uns ein Ruhetag. Gern hätte ich die waldigen Berge, welche sich in der Ferne, im Süden des Dorfes erhoben, bestiegen, aber wir durften das Dorf nicht verlassen. Dort drüben lag die preußische Grenze und nach jener Seite waren unsere Vorposten vorgeschoben, die uns sicher nicht durchgelassen hätten. Nach Appell suchte ich einen älteren Kameraden H. auf, der aus meinem Heimathsdorfe gebürtig war und zu den am 6. Mai eingezogenen Urlaubern gehörte. Er war im Schulhause einquartiert. Nach einem gemeinschaftlich unternommenen Spaziergange in der nächsten Umgebung des Dorfes wandten wir uns dem Wirthshause zu. Dort ging es recht aufgeregt her. Im Mittelpunkt des Schenkzimmers standen, umringt von Mannschaften unsere Compagnie, zwei hünenhafte Gestalten in blauen Kitteln und mit derben, keulenartigen Knitteln in den Händen. An den abgetragenen Militärmützen, welche sie trugen, sah man, daß es alte Soldaten waren. Wie wir bald erfuhren, waren es zwei Grenadiere, welche in einem Dorfe hart an der preußischen Grenze zu Hause waren. Sie gehörten den ältesten noch dienstpflichtigen Jahrgängen an und hatten sich aus eigenem Antriebe nach Göttingen zum Regiment begeben, um in Dienst gestellt zu werden. Zu ihrem großen Bedauern hatte man ihrem Wunsche nicht willfahren können, da weder Uniformen noch Waffen genügend vorhanden waren, um alle dem Regiment zuströmenden Reservisten in Dienst stellen zu können. Nur einen

Theil hatte man annehmen können, die andern mußten zurückgewiesen werden. Unsere beiden Gardisten waren aber, wie sie sagten, keineswegs gesonnen, unverrichteter Sache in ihr heimisches Dorf zurückzukehren. Sie wollten dem Regiment folgen, in der Hoffnung, daß es bald Kranke oder bei einem Zusammenstoß mit dem Feinde wohl gar Todte geben würde, durch deren Abgang sie sich Waffen und Montur verschaffen konnten. Es schien auch wirklich schade zu sein, daß solche entschlossene, riesenhafte Kerle, die fast um Kopfeslänge alle anderen im Schenkzimmer anwesenden Soldaten überragten, in dieser aufgeregten Zeit, wo das Vaterland in Gefahr war und jeder Mann doppelt wog, unverbraucht bei Seite geschoben werden sollten.

Auch am 18. verblieb unsere Compagnie in Ballenhausen. Morgens rückten wir zum Exercieren aus; es geschah dies wohl, um die Rekruten an das Exercitium der Compagnie zu gewöhnen und ihnen dasjenige, was sie nothwendig wissen mußten, in aller Eile beizubringen. Nachdem die Compagnie in geschlossener Front mehrere Bewegungen ausgeführt hatte, wurde auf einer nordwestlich des Dorfes gelegenen Wiesenfläche Felddienst geübt. Die Division (Zug), zu welcher ich gehörte, ging, in eine Schützenkette aufgelöst, gegen ein Kornfeld vor. Wir machten die verschiedenartigsten Bewegungen, bald vorwärts, bald seitwärts, bald zogen wir uns auseinander und bald wieder zusammen — alles das auf ein Pfeifensignal und entsprechende Handbewegung des commandirenden Officiers. Diese Art Uebungen machten mir viel Vergnügen, das Neue und Kriegsmäßige, was ihnen eigen war, übte auf mich einen großen Reiz aus. Bald aber ertönte das Signal „Hahn in Ruh“; wir zogen uns auf die Compagnie zurück, schlossen uns ihr an und marschierten wieder in das Dorf zurück. Am Nachmittage ging das Gerücht, man habe Schießen gehört und die Preußen seien im Anmarsch. Dieses Gerücht stellte sich zwar bald als grundlos heraus, aber es hatte doch zur Folge, daß man alles für den Ernstfall vorbereitete; die Vorposten wurden verstärkt und für die Nacht vom 18. auf den 19. Juni wurde die Compagnie aus den Quartieren genommen und zusammengezogen. In einer großen Scheune im Mittelpunkt des Dorfes, deren untere Räume viel Platz boten, sowie in einigen anstoßenden Schuppen fand die gesammte Mannschaft für die Nacht ihre Lagerstätte.

Am Morgen des 19. Juni wurden auch unter die Rekruten scharfe Patronen vertheilt; Jeder von uns erhielt 56 Stück. Gleichzeitig mußten wir die Gewehre laden. Um 2 Uhr Nachmittags traten wir mit allem Gepäck an und marschierten nach dem in westlicher Richtung gelegenen, etwa $1^1/_2$ Stunden entfernten Dorfe Sieboldshausen, wo wir wiederum Quartier erhielten. Ein großer Theil der Compagnie, worunter auch ich mich befand, wurde in den Stallungen und Scheunen eines großen Bauerngehöfts untergebracht. Die Verpflegung war hier noch dürftiger als in unserem vorigen Quartier, was aber unter den obwaltenden Verhältnissen zu entschuldigen war. In dem nur kleinen Dorfe waren alle Compagnien unseres Bataillons zusammengezogen.

Gegen Abend wurde Appell auf einem freien Platz bei der Kirche abgehalten. Hier gelangte eine Proclamation Sr. Majestät des Königs zur Verlesung, worin uns kund gegeben wurde, daß uns von Preußen der Krieg erklärt worden sei. Wir wurden ermahnt, „unserm Könige treu zu bleiben und auszuharren in allen Wechselfällen der kommenden Zeiten, festzuhalten wie unsere Väter, die für ihr Welfenhaus und für ihr Vaterland in nahen und fernen Landen kämpften und endlich siegten.“ In ernster Stimmung vernahmen wir die Worte, welche unser geliebter Landesherr an uns richtete. Wohl Keiner war in den Reihen, der nicht bei sich gelobt hätte, Gut und Blut freudig für König und Vaterland hinzugeben, wenn es erfordert wurde, der nicht bereit gewesen wäre, dem Könige unverbrüchliche Treue zu halten in allen Gefahren und Nöthen, die das Schicksal in der Folge über uns verhängen mochte.

Für den folgenden Tag, den 20. Juni, Vormittags war Bataillonsexercieren angesetzt. Auf einer wüsten Feldfläche in der Nähe des Dorfes trat das Bataillon zusammen. Der gewählte Platz, welcher mit Gräben, Vertiefungen und Hügeln durchzogen war, eignete sich sehr schlecht zum Exercieren. Die Wendungen und Schwenkungen, das Abbrechen und Aufmarschieren, Ployieren und Deployieren und sonstige Uebungen machten sich daher nicht so elegant, wie auf dem ebenen Exercierplatz der Garnison. Die Uebungen wurden wahrscheinlich unternommen, um die Rekruten, denen das Exercieren im Bataillon noch fremd war, an die Bewegungen eines größeren Truppentheiles zu gewöhnen. Anfangs wurden, wie das auch nicht

anders zu erwarten war, manche Fehler gemacht, nach mehrfachen Wiederholungen aber begriffen wir bald das Nöthige, um die gegebenen Commandos richtig ausführen zu können. Nach mehrstündigem Exercieren rückte die Compagnie wieder in ihre Quartiere. Am Nachmittag wurde Appell abgehalten und der Befehl ausgegeben, daß die Compagnie in der kommenden Nacht um $12^1/_2$ Uhr auf dem Kirchplatz in vollständiger Ausrüstung zum Abmarsch antreten sollte.

Nach beendigtem Appell nahm mein Freund und Landsmann H. mich mit in sein Quartier, welches sich wiederum im Schulhause befand. Ich wurde dort gastlich aufgenommen und fand dort alles wohnlicher und freundlicher als auf dem großen Hofe, wo man mich einquartiert hatte. Als ich dort am Abend das Strohlager auf der Scheundiele schon von meinen schlafenden Kameraden bis auf den letzten Platz besetzt fand, suchte ich kurz entschlossen meine Siebensachen zusammen und begab mich zum Schulhause zurück, wo ich mit Freuden aufgenommen wurde. Ich fand meinen redegewandten Freund in traulichem Geplauder mit den Töchtern des Lehrers beisammen sitzen. Man hatte beschlossen, die wenigen Stunden, welche uns bis Mitternacht noch verblieben, wachend zu verbringen. Leider verschmähte ich es, von der mir auf dem Sopha in der „besten Stube" bereiteten Lagerstätte Gebrauch zu machen, ich zog es vielmehr vor, an der geselligen Unterhaltung der Uebrigen theil zu nehmen. Diese leichtsinnige Verzichtleistung auf jeglichen Schlaf für die Nacht sollte mir am folgenden Tage leider theuer zu stehen kommen.

Als die Mitternachtsstunde herbeigekommen war, bereiteten die jungen Mädchen einen kräftigen Caffee, den wir mit großem Behagen zu uns nahmen. Sodann packten wir unsere Tornister auf und verabschiedeten uns. Wir mußten, wie das in Quartieren, wo „holde Weiblichkeit" das „rauhe Loos" des Soldaten verschönt, üblich zu sein pflegt, wiederholt versprechen, über unser ferneres Schicksal briefliche Nachricht zu geben. Leider ist dies Versprechen — meinerseits wenigstens — nie erfüllt worden.

Was der Mund in flücht'ger Stunde
Leicht gelobt und leicht versprochen,
Ward im raschen Flug der Tage
Leicht vergessen, leicht gebrochen. —

Bei Laternenlicht wurde die Compagnie auf dem Kirchplatz rangiert und verlesen. Dann wurde an jeden Mann eine ansehnliche Portion Speck und Brod vertheilt, mit dem Bedeuten, daß solche auf drei Tage berechnet sei und als „eiserner Bestand“ gelte, welcher nur im Nothfall und nur nach zuvor ertheilter Erlaubniß in Angriff genommen werden dürfe. Mir war der Ausdruck „eiserner Bestand“ damals noch völlig fremd und ich erinnere mich noch heute, daß ich an jenem Tage auf dem Marsche stundenlang darüber nachgesonnen habe, was denn doch Eisen wohl eigentlich mit Speck und Brod zu thun haben möge.

20.

Die Wehrhaftmachung der Armee in Göttingen in den Tagen vom 16. bis 21. Juni.

Während wir in den Dörfern bei Göttingen ein verhältnißmäßig angenehmes Leben führten, ahnten wir nicht, in welcher anstrengenden Weise man in der Stadt in den Tagen vom 16. bis 21. Juni an der Wehrhaftmachung der Armee arbeitete. Zur Vervollständigung meiner Erinnerungen mag hier eine kurze Schilderung jener mit äußerster Kraftanstrengung und vielem Geschick betriebenen Ausrüstungsarbeiten Platz finden.

Die hannoversche Armee befand sich, wie ich bereits früher hervorgehoben habe, beim Ausbruch des Krieges im Friedenszustande. In Folge des plötzlichen Ueberganges der Preußen über die Elbe (die Avantgarde der Division Manteuffel besetzte am 15. Juni Nachmittags ohne voraufgegangene Kriegserklärung Harburg) wurde am 15. Juni 1 Uhr Mittags in Hannover der Entschluß gefaßt, die Armee bei Göttingen zu concentrieren. Sofort ergingen auf telegraphischem Wege an sämmtliche Truppen die entsprechenden Marschbefehle und schon nach 4 Stunden wurden die ersten Eisenbahnzüge mit Truppen abgelassen. Diese Beförderungsweise wurde ohne Unterbrechung bis in die Nacht vom 16. zum 17. Juni fortgesetzt. Die gesammte Infanterie, die mit Bespannung versehenen 3 Batterien der Fuß-Artillerie, sowie ein Theil des Armee-Materials erreichte auf diesem Wege Göttingen. Die Bewohner Hannovers, Erwachsene und Kinder, Vornehme und Geringe — alle, soweit sie irgend konnten, legten mit großem Eifer Hand ans Werk und halfen die im Zeughause lagernden

Sachen nach dem Bahnhofe schaffen, und der letzte mit Munition und Ausrüstungsgegenständen reich beladene Zug verließ erst dann den Bahnhof, als bereits die Vortruppen der von Minden kommenden preußischen Division Göben von der entgegengesetzten Seite her in die Stadt rückten.

Die Cavallerie und reitende Artillerie, das Ingenieurcorps, die nicht zu Batterien formirten 6 Compagnien des 1. und 2. Artillerie-Bataillons, die Handwerker-Compagnie und der Stamm des Train-Corps, sowie die Pionier-, Schanzzeug- und Brücken-Equipage erreichten Göttingen marschierend theils am 17., theils am 18. Juni. Die Cavallerie hatte theilweise anstrengende Märsche zu bestehen, so legte z. B. das Königin-Husarenregiment die Strecke von Lüneburg bis Göttingen, 31 Meilen, in weniger als 2½ Tagen zurück, davon 20 Meilen (von Lüneburg bis Nordstemmen) zu Pferde und 11 Meilen auf der Eisenbahn. Einzelne Truppen-Abtheilungen hatten auf ihrem Wege zur Armee große Schwierigkeiten zu überwinden, so erreichte das die Besatzung des Forts Wilhelm bei Bremerhaven bildende Detachement des 2. Infanterie-Regiments und des 3. Artillerie-Bataillons unter Commando des Premierlieutenants von Hammerstein erst am 20. Juni Göttingen; das Detachement hatte sich heimlich durch bereits zwischen Hannover und Göttingen stehende preußische Truppen durchziehen müssen. Ein Depot von 60 Mann vom Kronprinz-Dragonerregiment unter dem Premierlieutenant de Pottere, welches in Osnabrück zurückgeblieben war, erreichte auf heimlichen Märschen durch Feindesland erst am 25. Juni in Großbehringen die Armee. Premierlieutenant Schneider hielt sich mit einem Depot vom 7. Regiment längere Zeit in den schwer zugänglichen Mooren zwischen Sulingen und Uchte; er capitulirte daselbst am 28. Juni. Hauptmann von Düring, vom Garnison-Detachement zu Emden, welcher bei der Capitulation die Verpflichtung, nicht gegen Preußen zu dienen, nicht eingegangen war, erreichte mit einem Officier und mehreren Unterofficieren seines Detachements über Holland, Belgien und Frankreich den Main; er vereinigte dort die hannoverschen Reservisten und Freiwilligen, welche die Armee in der Richtung nach Fulda aufgesucht hatten, zu einer Compagnie, die der Besatzung von Mainz zugetheilt wurde.

Seine Majestät der König und Seine Königliche Hoheit der Kronprinz waren bereits am 16. Juni früh Morgens in Göttingen eingetroffen.

Die Reservisten und die beurlaubten Soldaten der Armee konnten natürlich nicht mehr durch beschleunigte Ordres unter die Fahne gerufen werden; aber dies war auch nicht nöthig. In einzelnen Trupps sammelten sich die Leute in ihren heimischen Dörfern und suchten auf eigene Faust ihre Vereinigung mit der Armee zu bewerkstelligen. Vielen glückte dies, aber oft erst nach vielen Kreuz- und Querzügen und auf nächtlichen Märschen durch vom Feinde bereits besetzte Gegenden, wobei sie der steten Gefahr ausgesetzt waren, gefangen genommen zu werden. Noch in den letzten Tagen vor der Schlacht kamen einzelne Nachzügler zur Armee; im blauen Kittel oder schwarzen Sonntagsrock marschierten sie in Reih und Glied mit einher, nur durch ein Käppi und durch das Rekrutengewehr, welches man ihnen gegeben, als Soldaten kenntlich. Weitaus die Meisten vermochten jedoch nicht zur Armee durchzudringen und waren nach langen Irrfahrten genöthigt, auf heimlichen Wegen in die Heimath zurückzukehren.

Die Zahl der in Göttingen in die Armee aufgenommenen Reservisten und Urlauber betrug etwa 3000; verschiedene der 20 Infanterie- und Jägerbataillone konnten dadurch auf 700—800 Mann gebracht werden, während andere Bataillone, welche gar keinen oder wenig Zuzug erhielten, in ihrer Stärke zwischen 450—600 Mann variirten.

Die Cavallerie, deren Mannschaften sich beim Ausbruch der Feindseligkeiten zur Ableistung der üblichen Exercierübungen mit den Pferden in Dienst befanden, war auf die plötzliche Eröffnung des Feldzuges von allen Truppen am besten vorbereitet; die 6 Regimenter hatten eine Stärke von je 300—375 Pferden. 200 Urlauber der Cavallerie, welche nicht beritten gemacht werden konnten, marschierten zu Fuß bei der Bagage.

An Artillerie formierte man 8 Batterien mit 42 Geschützen. 5 dieser Batterien — zwei reitende und drei Fußbatterien (26 Geschütze) — waren jedoch nur ordnungsmäßig (mit Pferden des Friedensetats) bespannt; die 3 anderen Batterien wurden mit neu ausgehobenen und angekauften Pferden bespannt, doch war die Manövrierfähigkeit dieser Batterien wegen der ungeübten Pferde eine beschränkte.

Es wurden in jenen Tagen in Göttingen ferner formiert; eine Munitionscolonne von 40 Fuhrwerken; ein Artillerie-Depot, umfassend die überzähligen Mannschaften der Artillerie sowie die Handwerker- Compagnie, im Ganzen 600 Köpfe stark; der

Armeetrain, welcher etwa 100 Pferde zählte und zur Fortschaffung von Artillerie- und Armee-Material, Proviant u. s. w. diente; eine Sanitätscompagnie und schließlich eine Feldgendarmerie-Abtheilung, wozu die in der Umgegend von Göttingen stationierten Gendarmen verwandt wurden.

Zum Einrücken in Hannover und zur Bewältigung der hannoverschen Truppen waren preußischerseits drei Divisionen in der Gesammtstärke von 48 000 Mann aufgeboten. Von Norden nahte die Division Manteuffel, deren Vortruppen am 15. Juni, wie bereits erwähnt worden ist, Harburg erreichten. Von der westlichen Seite bedrohte die bei Minden zusammengezogene Division Göben das Land, dieselbe rückte bereits am 17. Juni in Hannover ein. Am 20. Juni vollzogen die Divisionen Manteuffel und Göben in der Gegend von Alfeld ihre Verbindung, während die von Süden anrückende Division Beyer an diesem Tage bis Cassel gekommen war. Durch hannoversche Pioniere waren in der Nacht vom 15. zum 16. Juni die Eisenbahngeleise bei Wunstorf und Peine und später im Laufe des 18. und 19. Juni auch zwischen Nordstemmen und Salzderhelden unfahrbar gemacht worden. Diese Hindernisse verzögerten den Vormarsch der preußischen Truppen, so daß die hannoversche Armee-Verwaltung eine viertägige Frist gewann, die Truppen einigermaßen in kampffähigen Zustand zu versetzen.

Diese Aufgabe wurde, soweit sie überhaupt innerhalb der Grenzen der Möglichkeit lag, auf das Glänzendste gelöst. Selbst gegnerischerseits mußte man uns zugestehen, daß in unglaublich kurzer Zeit und unter Verhältnissen, die schwieriger und störender kaum gedacht werden konnten, das Höchstmögliche geleistet worden ist, was überhaupt eine Truppe in dieser Beziehung zu leisten im Stande ist. Am Abend des 20. Juni war die Armee so weit gebracht worden, daß sie daran denken konnte, die kriegerische Operation aufzunehmen und die Verbindung mit den süddeutschen Bundestruppen zu bewerkstelligen. Man entschloß sich spät Abends, auf Eisenach zu marschieren und zwar auf einem Umwege über das Eichsfeld und setzte den Abmarsch der Armee auf den folgenden Tag, den 21. Juni fest. Auf die Gründe, welche veranlaßten, daß man diese Marschrichtung wählte, werde ich später zurückkommen.

21.

Der erste Marschtag.

Pünktlich um 1 Uhr Morgens am 21. Juni rückten wir von Sieboldshausen ab. Lautlos zogen wir im Dämmerlicht der sternerhellten Sommernacht zum Dorfe hinaus. Ohne Sang und Klang marschierten die Compagnien dahin in der Richtung auf die Göttinger Straße, welche wir bei Niedernjesa überschritten, um uns dann der von Göttingen nach Heiligenstadt führenden Landstraße zuzuwenden. Mannigfache Stockungen verzögerten unsern Marsch, oft auch mußten wir halten, um andere aus der Gegend von Göttingen herkommende Truppenabtheilungen vorbeizulassen. Es war daher schon längst heller Tag geworden, als wir Reinhausen erreichten. Die rothen Sandsteinfelsen, welche hier zu beträchtlicher Höhe ansteigen und an deren schroffen Wänden die Straße in unmittelbarer Nähe vorüberführt, erregten bei uns, die wir in der Ebene heimisch waren, große Verwunderung. In der Ferne erblickten wir, durch unsere Officiere darauf aufmerksam gemacht, auf waldigen Bergen die malerisch gelegenen Burgruinen Alten- und Neuengleichen. Mein zum Romantischen hinneigender Sinn träumte sich beim Anblick der alten Ruinen in die fernsten Zeiten zurück.

Von Reinhausen folgten wir der Straße bis zu dem Dorfe Bremke. Hier wurde ein längerer Halt gemacht. Aus dem Gespräche der Officiere vernahmen wir, daß die Nähe des Feindes vermuthet wurde. Es folgte auch bald das Commando „Zündung auf!" Wir spannten den Hahn, setzten ein Zündhütchen auf das Piston, und langsam rückten wir mit schußfertigem Gewehr weiter, Patrouillen links und rechts der Straße vorschickend. Jeden Augenblick erwarteten wir, daß aus den Bergen heraus

auf uns gefeuert werden würde. Die Stimmung wurde immer mehr eine kriegerische und es blieb uns kein Zweifel mehr, daß wir ernsten Ereignissen entgegengingen.

Als die Gegend freier wurde und zu weiterer Umschau Raum gewährte, ließ die Spannung, in die uns der erwartete Zusammenstoß mit dem Feinde versetzt hatte, nach, wir marschierten wieder in gewöhnlicher Marschordnung und unaufhörlich ließen wir unsere alten Soldatenlieder erklingen. In den Vormittagsstunden überschritten wir bei dem Dorfe Bischhagen die preußische Grenze.

Bis hierher war es mit meinem Marschieren noch leidlich gegangen, nun aber begannen nach und nach die Qualen, die sich, je weiter wir kamen, immer mehr steigerten und die bewirkten, daß ich jenen Tag, den 21. Juni 1866, in Bezug auf das Erdulden körperlicher Beschwerden als den schrecklichsten Tag meines Lebens betrachten muß. Ich war 17 Jahre alt und, wenn auch zäh und gesund, so doch nicht kräftig genug, den Anforderungen, die an meinen Körper gestellt wurden, in gleicher Weise entsprechen zu können, wie meine älteren Kameraden. War es schon schwer genug, mit 40 Pfund Gepäck auf dem Rücken, das schwere Käppi auf dem Kopf, das Gewehr in der Hand auf der steinigen und staubigen Straße zu marschieren, so kam noch hinzu, daß die Stiefel, welche ich trug, zu eng waren und mir bald die Füße überall wund scheuerten. Bald auch stellte sich ein brennender Durst ein, den ich nicht zu stillen vermochte, weil ich aus Mangel eines Trinkgefäßes mich nicht mit Wasservorrath hatte versehen können. Stundenlang aber führte die Straße durch die ausgedörrten Fluren des Eichsfeldes, ohne daß sich unserm Auge irgendwo ein Wasserlauf oder eine Quelle gezeigt hätte, welche unseren rauhen Lippen und trocknen Kehlen hätte Labung bringen können. Wer sein Leben im gewohnten Geleise verschleißt und derartige Entbehrungen nie erlebte, kann gar nicht wissen, was Durst bedeutet. Wohl Mancher lechzt an einem heißen Sommertage nach einem Glase kühlen Bieres oder einem Trunk frischen Wassers, ruft auch wohl, wenn ihm die erwünschte Labung nicht sofort erreichbar, unwillig aus: „Ach, wie bin ich durstig! die Zunge klebt mir am Gaumen — ich verdurste!“ — aber alles das ist gar nichts. Das giebt noch keinen Begriff von dem, was eigentlich Durst heißt. Hunger leiden ist schlimm — auch dies haben wir in den folgenden Tagen des Feldzuges zur Genüge erfahren —,

aber Durst, Durst wie ich und viele meiner Kameraden an jenem Tage haben leiden müssen, ist eine der schrecklichsten Qualen, welche einem Menschen beschieden sein können. An solchen Tagen lernt man die Noth der Reisenden in einer wasserarmen Wüste, oder die Qualen von Schiffbrüchigen, die Tage lang ohne Trinkwasser auf dem Ocean treiben, begreifen.

Stier blickten wir um uns, längst schon erschallte kein froher Sang mehr und fast bewußtlos bewegten wir die Füße im Marsch vorwärts. All unser Sinnen und Denken war auf Wasser gerichtet, und in unserer Phantasie malten wir uns in verlockendster Weise den erquickenden Genuß aus, den ein frischer, kühler Trunk unsern ausgedörrten Kehlen gewähren würde. Die 3. Brigade (Bülow), zu welcher unser Regiment gehörte, marschierte an der Spitze, und hier und da sahen wir Truppen anderer Waffengattungen — Dragoner, Pioniere, Artillerie u. s. w., aber ohne Interesse blickte ich auf das buntbewegte Leben und Treiben, welches sich überall dem Auge darbot. Endlich, nach stundenlangem Marsch ein Dorf und hart am Wege ein Brunnen und daneben ein mit Wasser gefüllter Trog! Alles stürzte darauf los, aber die Gier, mit welcher die ersten das Wasser verschlangen, schien bei den Officieren die Befürchtung zu wecken, daß wir uns den Tod auf der Stelle trinken möchten. Sie trieben uns von dem Wassertrog fort und wieder ins Glied zurück. Einmal trafen wir eine seichte Pfütze am Wege; das schlammige Wasser, welches sie enthielt, war von den uns zuvor Gekommenen schon getrübt worden und schwarz von Moder, aber nichts destoweniger schlürften wir begierig, soviel wie wir vermochten. Ein andermal hielten wir in einer Niederung kurze Rast; auf dem schon gemähten Rasen einer am Wege gelegenen Wiese entdeckten wir tiefe Wagengeleise und Spuren von Huftritten, in denen sich lehmiges, fauliges Wasser angesammelt hatte. Mit Wohlbehagen sogen wir dasselbe aus den Vertiefungen auf; es dünkte uns in jenem Augenblick ein köstlicher Labetrunk zu sein.

Gegen Mittag gelangten wir nach Heiligenstadt. Als wir das freundliche Städtchen vor uns im Thale liegen sahen, schöpften wir neuen Muth, denn wir hofften, daß unser Marsch hier für den Tag ein Ende nehmen würde. Diese Hoffnung sollte sich allerdings nicht erfüllen, dafür fanden wir aber beim Durchmarsch durch die Stadt endlich Gelegenheit unsern Durst zu stillen. Die Bewohner hatten Eimer mit Wasser an die

Straßen gestellt. Ich ergriff mit Gier das erste beste derartige Gefäß, führte es zum Munde und stürzte das kühlende Naß hinunter. Eines langen, langen Zuges bedurfte es, bis ich — so schien es mir — die durststillende Wirkung des Trunks verspürte, und eine so reichliche Menge Wasser nahm ich zu mir, daß ich es heute noch für ein Wunder halten muß, diese Unmäßigkeit nicht mit dem Leben bezahlt zu haben.

In Heiligenstadt sahen wir die ersten preußischen Soldaten; sie gehörten, wenn ich mich recht entsinne, zu dem dortigen Landwehrbezirkscommando. Auch eine preußische Husarenpatrouille wurde hier gefangen eingebracht.

Nach kurzer Rast am südlichen Ausgange der Stadt marschirten wir weiter. Mit Aufbietung aller Kräfte schleppte ich mich fort. Jetzt, wo der brennende Durst gestillt war, machten sich die sonstigen Beschwerden wieder sehr bemerkbar. Jeder Schritt verursachte meinen wunden Füßen die entsetzlichsten Schmerzen, und die Tornisterriemen drückten meine Brust derartig zusammen, daß ich kaum zu athmen vermochte und jeden Augenblick vermeinte, zusammenstürzen zu müssen; dazu kam, wahrscheinlich durch den Genuß des vielen und theilweise verdorbenen Wassers verursacht, ein heftiges Unwohlsein, welches ich nur durch Aufbieten des letzten Restes meiner Willenskraft zu überwinden vermochte. Unser Compagniechef, Hauptmann H . . ., welcher mich eifrig vorwärts marschieren sah, rief den schlaff Gewordenen, die sich hier und da zum Austritt melden wollten, mehrmals zu: „Seht doch, wie der Kleine dort noch tapfer marschiert. Ihr starken Kerle müßt Euch ja schämen, daß Ihr schon müde seid!“ Durch diese lobenden Worte des Hauptmanns wurde mein Ehrgefühl aufs Äußerste erregt. Wohl schielte ich mit sehnsüchtigem Verlangen seitwärts nach dem Chausseegraben, in welchem ich ab und an Marode liegen sah, die Truppentheilen angehörten, welche uns voraufmarschirt waren. Wie glücklich waren sie, die in bequemer Lage ausgestreckt der Ruhe genießen durften! Aber ich mußte weiter, weiter bis ich zusammenbrach. Was würde der Hauptmann sagen — er hatte ein scharfes Auge — wenn „der Kleine“ nicht mehr vorwärts marschierte! Ach, hätte er nur wissen können, wie elend ich war und was es mich kostete, den Schein rüstigen Marschierens aufrecht zu erhalten, er würde gewiß sofort befohlen haben, das ich zurückbleiben und mich gleich den andern ausruhen sollte.

Fast hatten wir das Städtchen Dingelstädt, wo wir für die Nacht Quartier finden sollten, erreicht, nur eine Viertelstunde etwa waren wir von dem Orte noch entfernt: da ging es zu Ende mit meiner Kraft. Dunkel wurde es mir vor den Augen, wie ein Trunkener schwankte ich aus den Reihen zur Seite der Straße hin. In dem trockenen, muldenartigen Graben der Landstraße brach ich zusammen. Den Kopf an die Seite geneigt, das Gewehr krampfhaft an die Brust gedrückt, so lag ich gegen die Böschung des Grabens gelehnt, sicher einem Todten ähnlicher, denn einem Lebenden. Ich glaubte auch meine letzte Stunde gekommen, kalter Schweiß trat mir auf die Stirne, wie nebelhafte, verschwommene Gestalten erschienen mir die vorübermarschierenden Truppen und es war mir, als ob das Geräusch der Waffen, die Commandoworte der Officiere, der Huftritt der Pferde, das Rollen der Fuhrwerke immer schwächer wurde, nur noch aus weiter Ferne herüber schallte und endlich ganz aufhörte — still und dunkel ward es um mich her und ich verlor das Bewußtsein.

Ich weiß nicht, wie lange ich in diesem Zustande verbrachte, nur ist mir noch erinnerlich, daß mein erster Blick, als ich wieder erwachte, auf das bärtige Gesicht einer mir völlig fremden Persönlichkeit fiel. Es war ein Sanitätssoldat, der sich über mich beugte und mein Gesicht mit einer scharf riechenden Flüssigkeit wusch. Mein Riemenzeug war gelöst und auch der Waffenrock war aufgeknöpft, so daß ein kühler Luftzug erfrischend über meine entblößte Brust strich. Auf der Straße hielt ein leinenüberdachter Sanitätswagen. Ein Schluck Cognac brachte mich vollends zur Besinnung, und ich fühlte mich so wohl, als ob ich stundenlang ausgeruht hätte. Man half mir auf den Wagen, auf welchem sich bereits drei andere marode Kameraden befanden, die man in ähnlicher Verfassung an der Straße aufgelesen hatte. Wie man mir sagte, hatte es Mühe gekostet, mich zum Bewußtsein zurückzubringen; man glaubte anfangs, es würde mit mir zu Ende gehen.

Das Regiment war natürlich längst vorübermarschiert; doch fuhr der Krankenwagen in raschem Trabe, so daß ich meine Compagnie in Dingelstädt noch auf dem Marktplatz antraf. Sie hatte dort, weil die Verschaffung von Quartieren nur langsam vor sich ging, schon längere Zeit gerastet. In dem Augenblick, als ich wieder in die Reihen der Compagnie eintrat, wurden die Quartierbillets vertheilt. Ich kam mit mehreren

anderen Kameraden zu einem Fuhrwerksbesitzer. Durch einen Thorweg gelangte man auf einen zur Aufstellung von Wagen und Ackergeräth, sowie zur Lagerung von Dünger dienenden Hof, von dort führte eine Treppe zu den höher gelegenen Wohnräumen des Wirthes. Bis zum Fuße der Treppe schleppte ich mich glücklich hin, doch dort verließen mich wiederum meine Kräfte. Ein niedriger Düngerhaufen, der sich in verführerischer Nähe befand, gewährte mir eine, wenn auch nicht gerade sehr appetitliche, so doch weiche Lagerstätte, welche mir, wie mich dünkte, zum Sterben recht geeignet schien. Denn ich wähnte jetzt allen Ernstes meine letzte Stunde gekommen. Ein heftiges Erbrechen befiel mich, die Glieder zitterten mir im Fieberfrost und wieder trat ein kalter klebriger Schweiß auf meine Stirne, doch blieb ich bei vollem Bewußtsein.

Diesmal waren es Detje und Lüllau, welche den Samariterdienst bei mir verrichteten. Sie richteten mich auf und trafen Vorkehrungen, mich die Treppe zu der Wohnung des Wirthes hinaufzutragen. Ich wehrte mit Händen und Füßen ab und bat, mich ruhig liegen zu lassen. „Ah wat“, sagte Detje, „dat wör noch schöner, wenn wi Di hier up den Meß liggen laten wollen. Wie willt Di hennup dregen un gliek in't Bett leggen; Du hest to veel von dat ole Lehmwater 'rinsapen. Schast mal sehn, morgen fröh is Di ganz anners to Sinn.“ Trotz meines Sträubens faßten sie mich — der Eine unter die Arme, der Andere bei den Füßen — und trugen mich die Stiegen der Treppe hinauf. In einer Bodenkammer legten sie mich auf das für mich bestimmte Bett. Der Quartierwirth, ein älterer Mann, der in seiner Jugend auch Soldat gewesen war, leistete ihnen dabei hülfreiche Hand. Nachdem man mir eine Tasse schwarzen Caffees eingeflößt hatte, fing man an, mich zu entkleiden. Als Stiefel und Strümpfe entfernt waren, entfuhr den Dreien ein Ausruf des Entsetzens. Unter beiden Füßen hatte sich die Haut der Sohle vollständig gelöst und bildete eine einzige, stellenweise mit Blut unterlaufene riesige Blase, und überall an den Knöcheln, Zehen und Seiten der Füße befanden sich wundgescheuerte, blutige Stellen. Der Wirth, der doch als alter Soldat in solchen Sachen Erfahrung hatte, erklärte, daß ihm nie etwas Ähnliches vorgekommen sei. Was war nun dabei zu machen? Die Drei berathschlagten, welche Behandlungsweise die vortheilhafteste sein möchte. Ich hörte das Alles mit großer Gleichgültigkeit an; wenn man mich nur

auf dem Fleck liegen ließ, wo ich lag, so mochte man im Uebrigen mit mir machen, was man wollte. Man einigte sich darüber, meine Füße zunächst mit Branntwein zu waschen. Bevor man jedoch dies Mittel zur Anwendung brachte, machte Detje die Bemerkung, daß auch eine gleichzeitige innere Anwendung des Branntweins „kenen Schad'n dohn könn.“ Ich mußte also aus der Obertasse, in welcher die Frau des Wirthes Nordhäuser herbeitrug, zunächst einen tüchtigen Schluck nehmen, den Rest ließ man dann dem „äußeren Menschen“ zukommen. Als dies geschehen war, machte der Quartierwirth den Vorschlag, meine Füße in einen mit Kleie gefüllten Beutel zu stecken. Unter den Vorbereitungen zu diesem eigenthümlichen Heilverfahren schlief ich ein.

22.

Weitermarsch über Mühlhausen. Biwak bei Seebach.

Als ich am frühen Morgen des 22. Juni von Detje geweckt wurde, fühlte ich mich wie von neuem geboren. Ich wollte mich eilends vom Lager erheben, aber ich wurde in meinen Bewegungen durch ein Hinderniß gehemmt — meine Füße staken nämlich noch in dem Kleienbeutel. Dies Hinderniß war allerdings rasch beseitigt und bald stand ich marschfähig „in meinen Stiefeln". Abgesehen von den Füßen, die heftig schmerzten, befand ich mich körperlich recht leidlich. Eine Feder von gutem Stahl, die durch ein schweres Gewicht eine Zeitlang niedergedrückt wurde, schnellt, sobald der Druck aufhört, genau wieder in ihre frühere Lage zurück. So ging es auch mir. Man nennt das die Elasticität der Jugend.

Meine Füße wurden vor dem Abmarsch aus dem Quartier von dem menschenfreundlichen Wirth noch einmal gründlich wieder „in Spiritus gesetzt" und sodann sorgfältig mit getalgten Leinwandlappen umwickelt. Dies that mir gut und ich dankte dem Mann von Herzen für das Gute, was er an mir gethan hatte. Lieutenant von J . . . wollte mich beim Beginn des Marsches bereden, mich auf den Bagagewagen zu setzen. Dies litt aber mein Ehrgefühl nicht. Ich biß, wenn die Füße gar zu sehr schmerzten, die Zähne zusammen und marschierte nach wie vor an meinem gehörigen Platz in Reih und Glied. Wenn der Tornister auch noch recht schwer drückte, so war doch mein körperlicher Zustand ein weit besserer als an dem voraufgegangenen Schreckenstage; mit größerem Interesse betrachtete ich die Gegend, durch die unser Marsch uns führte, auch das bunte Gewoge

der sich vorwärts bewegenden Truppentheile betrachtete ich mit Theilnahme.

An Stelle des Durstes vom vorherigen Tage trat jetzt der Hunger; ich hatte seit etwa 24 Stunden wenig oder nichts genossen. Der „eiserne Bestand“ wurde in bedenklicher Weise angegriffen. Anfangs schreckte das Verbot mich davon zurück. Aber Kamerad Detje wußte meine Bedenklichkeit bald zu beschwichtigen. „Bist 'n Narr,“ sagte er, als er um die Frühstückszeit Speck und Brod aus dem Brodbeutel hervorholte und zu essen begann, „itt so lang as Di dat smeckt un as Du wat hest, wer weet, ob Du morgen noch wat magst. De erste Noth mutt kehrt warrn, sä de Hamborger, da bröch he sien Bett nan Pandhus, as he na de Maskerad woll.“

In den Vormittagsstunden erreichten wir Mühlhausen. Ueberall vor den Thüren standen die Bewohner der Stadt und sahen mit ernsten Gesichtern auf die durchmarschierenden Truppen. Wasser in Eimern stand in reichlicher Menge an den Straßen und hier und da reichte man uns Bier in Gläsern und Krügen. Wir nahmen solche Labung natürlich mit herzlichem Dank entgegen.

Von Mühlhausen aus folgten wir der Langensalzaer Straße. Als wir eine Strecke von der Stadt entfernt waren, wurde der Befehl ausgegeben, uns sämmtlicher überflüssiger Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände zu entledigen. Wir sollten fortan im Tornister keine anderen Sachen mit uns führen, als Mantel, Patronen und die Zubehörtheile zum Gewehr. Da wir an unsern großen Seehundsfelltornistern, die auch mit zur Aufnahme des zusammengelegten Mantels dienten, sehr schwer zu schleppen hatten — wir führten bis auf den Waffenrock alle Bekleidung doppelt mit uns — so begrüßten wir Alle eine solche erhebliche Verminderung unseres Gepäcks mit großer Freude. Links und rechts der Straße rückten die Bataillone aufs Feld und es begann ein Wechseln der Wäsche und der Bekleidung in großartigem Maßstabe. Wie man sich denken kann, gewährten wir bei diesem Häutungsproceß einen Anblick, der eben so selten in seiner Art wie eigenthümlich war. Als wir unsere Toilette beendet hatten, lagen die Felder weithin mit unzähligen Haufen von Kleidungs- und Wäschegegenständen bedeckt. Mit bedeutend erleichtertem Tornister, aber auch mit gleichzeitig erleichtertem Herzen marschierten wir von dannen, denn Jedermann fühlte, daß wir nach dem Abwerfen dieses unnützen Ballastes ganz

bedeutend beweglicher und in Folge dessen auch kampffähiger geworden waren. Die Compagnien marschierten viel stolzer einher als zuvor; die gekrümmten Rücken waren jetzt gerade aufgerichtet und jeder Einzelne schien plötzlich um einige Zoll gewachsen.

Bald darauf verließ unser Regiment die Landstraße und marschierte auf einem Feldwege in südlicher Richtung landeinwärts. In den Nachmittagsstunden erreichten wir das Dorf Seebach, in dessen Nähe die dritte Brigade auf einem Kleeacker ein Biwak bezog. Die Fouriere wurden ausgeschickt, um Holz, Stroh, Fleisch und sonstige Gegenstände herbeizuschaffen. Die Erlangung dieser Sachen war aber mit großen Schwierigkeiten verknüpft, weil in jener Gegend Vorräthe an Schlachtvieh und sonstigen Lebensmitteln nur in geringer Menge vorhanden waren, wurden aber solche hier oder da entdeckt, so durften sie — es war dies höheren Orts befohlen worden — nicht gewaltsam weggenommen werden. Proviant führten wir, soviel ich weiß, außer dem beim Antritt des Marsches unter die Mannschaften vertheilten „eisernen Bestand“ nicht mit uns und die Herbeischaffung von Lebensmitteln aus entfernteren Gegenden war nur schwer und unter großem Zeitverlust auszuführen. Es mußte daher bald ein Mangel am Nöthigsten eintreten; hatten wir bislang die Qualen des Durstes zu erdulden gehabt, so sollten wir nun auch noch den Hunger recht gründlich kennen lernen.

Es war spät am Abend, als die zum Requirieren ausgesandten Mannschaften zurückkehrten. Inzwischen hatte uns ein Gewitter mit heftigem Regen heimgesucht; es ließ sich in Folge dessen nur schwer Feuer anmachen, so daß wir erst nach Mitternacht mit dem Abkochen fertig waren. Das Fleisch war, wie alles in blutwarmem Zustande gekochte Fleisch, zäh und nicht zu beißen, aber um so besser mundete uns die Reissuppe. Als wir unsere nächtliche Mahlzeit beendet hatten, zogen wir die Mäntel an und legten uns, den Tornister als Kopfkissen benutzend, in den vom Regen nassen Klee zum Schlafen nieder.

23.

Marsch durch den Hainich. Biwak bei Osterbehringen.

Schon beim Tagesgrauen des 23. Juni war ich wach. Als ich mich von der feuchten Erde erhob, bebte ich vor Frost an allen Gliedern, namentlich meine Füße waren steif und kalt, fast wie abgestorben; die vielen wundgescheuerten Stellen verursachten mir beim Auftreten heftige Schmerzen. Detje versuchte mich zu trösten und mir neuen Muth einzusprechen. „Dat ward beter mit de Stiewigkeit," sagte er, „dat geiht Di jüst so as'n old Postpeerd, wenn dat Morgens ut'n Stall kummt, geiht et as wenn et keen Been rögen kann, is et awer erst warm worrn, dann loppt et alle annern vörbi." — Der Vergleich mit dem Postgaul war eigentlich nicht recht nach meinem Geschmack, aber dennoch hatte Freund Detje Recht: je länger ich auf den Füßen war und je mehr letztere durch die Bewegung erwärmt wurden, desto mehr verlor sich auch das Schmerzgefühl. Als ich mich sodann noch durch einen Napf heißen schwarzen Caffees — das beste Erregungsmittel unter solchen Umständen — erquickt hatte, fühlte ich mich wieder allen Anforderungen, die im Verlauf des Tages vielleicht an meine Marschfähigkeit gestellt werden möchten, gewachsen.

Zu früher Tagesstunde verließen wir das Biwak und marschierten auf unchaussierten Landwegen weiter gen Süden. Nach mehrstündigem Marsch sahen wir vor uns ein Gehölz auftauchen, das sich nach Westen hin an größere Waldungen anzuschließen schien. Wie uns unsere Officiere sagten, war der Streifen Waldes, den wir vor uns sahen, schon ein Ausläufer des berühmten Thüringer Waldes; auf Karten führt diese Gegend, wie ich später ersah, den Namen Hainich.

Man schien sich auf einen Zusammenstoß mit dem Feinde gefaßt zu machen. Die Compagnien marschierten in Gefechtsordnung links und rechts der Straße auf; Schützen und Patrouillen wurden zur Aufklärung des Terrains vorgeschickt, und nach kurzem Halt marschierten wir quer über die Felder hinterdrein. Die Stimmung wurde eine ernste und kriegerische, gespannten Blickes sahen wir voraus und erwarteten jeden Augenblick, daß es „losgehen" würde. Aber es geschah nichts desgleichen, kein Schuß fiel und alles blieb still ringsum. Die abgesandten Patrouillen und Schützen kehrten zurück; keiner hatte etwas vom Feinde gesehen, und bald bewegten wir uns wieder in gewohnter Marschordnung vorwärts. Die Waldspitze, welche wir kurz darauf passierten, war nur etwa eine Viertelstunde breit und dahinter lag ein freies Feld. Im Weitermarsch trafen wir auf die Dörfer Mülverstedt, Weberstedt und Reichenbach und erreichten nach häufiger Rast gegen Abend das sachsen-koburg-gothaische Dorf Osterbehringen. Auf einer östlich des Dorfes gelegenen Wiese bezogen wir wiederum ein Biwak. Es lagerten hier die Truppen der 3. Brigade nahe beieinander, auch Pioniere, sowie die der Brigade zugetheilte Batterie biwakierten in der Nähe. Die Pioniere marschierten jedoch sogleich wieder ab. Es hieß, daß sie in der Gegend von Eisenach eine Eisenbahnbrücke sprengen sollten. In der Nacht kehrten sie zurück, mehrere preußische Gefangene mit sich führend, welche von einer Cavalleriepatrouille aufgegriffen worden waren.

Von dem Wiesenthale aus, wo wir uns gelagert hatten, sahen wir, wenn wir unsere Blicke südwärts richteten, die Berge des Thüringer Waldes. Jene von Sage und Poesie so vielfach verschönte Gegend, womit die Phantasie des Knaben sich so oft beschäftigt hatte, sollte ich jetzt unter so außergewöhnlichen Umständen in Wirklichkeit vor mir sehen. Nur aus der Ferne durfte ich die waldigen, in blauem Schimmer halb verschwindenden Höhen betrachten, so daß sie mir wie ein Wunderland erschienen, das die Fata Morgana oder die Zauberkraft einer gütigen Fee vor meinem träumerischen Auge hatte erstehen lassen. Aus dem eisernen Ring, in welchem ich mich befand, gab es kein Entrinnen, und eine schlechte Zeit war es, kindischen Träumen und Phantasien nachzuhängen; rauh und hart packte mich die Wirklichkeit und es galt ein Mann zu sein. Es galt für König und Vaterland zu marschieren, zu dursten, hungern und zu frieren, ja, wenn es Gottes Wille war, auch — zu sterben! —

Als ich an jenem Abend in Gesellschaft mehrerer Kameraden am Lagerfeuer stand und dem Brodeln der Suppe zusah, kam das Gespräch auf unsern Kriegszug und Vermuthungen wurden darüber laut, wie es uns im Kampfe mit dem Feinde ergehen würde. Ich war zwar der Jüngste im Kreise, aber da ich viel gelesen hatte und namentlich Kriegsschilderungen meine Lieblingslectüre waren, so hielt ich mich für klug genug, auch ein Wörtchen mitzusprechen. Ich trat dem Optimismus, der sich unter meinen Kameraden in Bezug auf den zu erwartenden Zusammenstoß mit preußischen Truppen bemerkbar machte, entgegen. Die Ereignisse des schleswig-holsteinischen Feldzuges, die ich wenige Jahre zuvor in den Zeitungen mit großer Aufmerksamkeit verfolgt hatte, waren mir noch fest im Gedächtnisse und ich erinnerte vor allem an die Ueberlegenheit, welche die Preußen durch ihre Zündnadelgewehre den Dänen gegenüber gezeigt hatten. Ich gab ferner den Befürchtungen Raum, daß es uns vielleicht auch so ergehen und wir mit unsern Vorderladern dem besser bewaffneten Gegner nicht zu widerstehen vermöchten. Diese Bedenken aber erregten bei meinen braven Kameraden allseitiges Mißfallen. „Süh, de Lütt," sagte einer der Aelteren, ein breitschultriger, stämmiger Kerl, der 64 mit in Holstein gewesen war, „wat de doch klook snacken kann! Is kum drög achter de Ohren un will us all wat von de preußschen Zündnadeln vertellen!"

„Wat will denn de Preuß!" rief ein Anderer, „woto hebbt wi denn dat Bangenett un den Kolwen! Jung, lat so'n Snack hier ünnerwegs, süß kriggst enen an de Batterie!"

Vor diesen kräftigen Ausdrücken der Entrüstung strich ich klüglich die Segel und schwieg. Ich hatte in meiner jugendlichen Unbefangenheit bislang noch nicht begriffen, welcher trotzige, kampfesmuthige Geist die eisenfesten Gestalten um mich herum beseelte.

Die Nacht vom 23. auf den 24. Juni, die wir, auf feuchtem Rasen gebettet, im Biwak bei dem Dorfe Osterbehringen verbrachten, sollte nicht ganz ohne Störung vorübergehen. Als wir alle in festem Schlafe lagen, ertönte plötzlich das Alarmsignal. Wir sprangen rasch vom Boden empor, und als wir aufblickten, sahen wir vor uns eine mächtige Feuersäule zum dunklen Nachthimmel emporlodern. In dem nur wenige hundert Schritte entfernten Dorfe brannten mehrere Gehöfte lichterloh. So unangenehm es uns auch war, aus der uns so sehr

nöthigen Ruhe aufgeschreckt worden zu sein, so schwand doch dieses Mißgefühl vor dem Gefühl des Bedauerns und des Mitleids, welches wir den armen Leuten entgegenbrachten, denen vielleicht am Tage Vieh und Vorräthe genommen worden waren und die nun auch noch durch das nächtliche Brandunglück ihr schützendes Heim verlieren sollten.

Auf welche Weise das Feuer entstanden war, wurde uns nicht bekannt. Viele glaubten, es sei angelegt worden und diene als Signal, um dem Feind zu zeigen, wo wir uns befanden. Ob unsere Führer diese Meinung theilten, weiß ich nicht, doch mußten wir uns reichlich eine Stunde in marschfertigem Zustand mit dem Gewehr beim Fuß zum Ausrücken bereithalten. Schließlich aber kam der sehnlichst erwartete Befehl, die Gewehre zusammen zu stellen und uns wieder niederzulegen.

24.

Die Brigade Bülow vor Eisenach am 24. Juni.

Der folgende Tag, der 24. Juni, war ein Sonntag und gleichzeitig der Johannistag. Dieser Tag, der im Volksleben der Vorzeit eine vielseitige Bedeutung hatte, sollte auch für uns insofern ein wichtiger sein, als es der letzte Tag war, an dem sich der hannoverschen Armee die Möglichkeit bot, nach Süden vorzudringen und die Vereinigung mit der bayerischen Armee zu vollziehen. Noch war die Aufstellung preußischer Truppen auf der Linie von Gotha bis zur Werra nicht stark genug, um unsern Abmarsch nach dem Süden verhindern zu können. Eisenach namentlich bot einen schwachen Punkt, an dem der Durchbruch gelingen mußte. Am 24. Juni bewegte sich daher die Armee in der Richtung auf Eisenach. Die 3., unter Commando des Obersten von Bülow=Stolle stehende Brigade, der auch unser Regiment angehörte, hatte die Führung und war bestimmt, den Angriff auf Eisenach zu eröffnen.

Früh Morgens verließen wir unser Biwak und marschierten zunächst nach Osterbehringen, vorbei an der Brandstätte, auf der die Ueberreste der durch die Feuersbrunst zerstörten Häuser noch glimmten und schwelten. Der nach Eisenach führenden Straße folgend, erreichten wir bald das Dorf Großbehringen, wo sich in einem schloßartigen Gebäude das Quartier Sr. Majestät des Königs befand. In langsamem Marsch uns vorwärts bewegend, überschritten wir Nachmittags die Grenze des Großherzogthums Sachsen=Weimar=Eisenach und rückten, die weimarischen Dörfer Großen=Lupnitz und Stockhausen passierend, bis hart an Eisenach heran, so daß uns von der Stadt nur etwa noch eine halbstündige Entfernung trennte. Auf einer Höhe, welche uns einen vortrefflichen Ausblick auf die herrlich gelegene Wartburg, sowie auf die malerische Umgebung der Stadt gewährte, machten wir Halt.

Wir waren alle in freudigster Sonntagsstimmung, die Gegend, welche sich vor unsern Blicken ausbreitete, schien uns im Vergleich mit den kahlen Fluren des Eichsfeldes ein Paradies zu sein, und wir brannten vor Verlangen, diese vielversprechende Gegend näher kennen zu lernen. Mochte es einen Kampf kosten, gleichviel — nur vorwärts sollte man uns führen! Dies war unser Aller einzigstes Verlangen. Die schußfertige Waffe in der Hand, erwarteten wir, am Rande der Straße lagernd, jeden Augenblick das Commando zum Vorrücken. Noch einmal ließen wir in hoffnungsfreudiger Zuversicht unser altbewährtes Hannoveranerlied erklingen. Weithin über Berg und Thal erscholl es aus tausend Kehlen in mächtigem Gesange:

Wir lustigen Hannoveraner
Thun niemals verzagen.
Ei, so lasset uns schlagen,
Die Feinde verjagen
Aus ihrem Revier —
Lust'ge Hannoveraner und das sein wir! . . .

Bald unsern Blick auf die ehrwürdige Wartburg richtend, deren Bedeutung für das protestantische Deutschland auch dem Unwissendsten unter uns aus dem Religionsunterricht der heimischen Dorfschule bekannt war, bald wieder zu den mehr südlich gelegenen Bergen schauend, auf denen wir deutlich die Pickelhauben eilig hin- und herrennender preußischer Patrouillen blitzen sahen, harrten wir mit Spannung der Entscheidung, die dieser Tag uns bringen mußte.

Der kriegerische Ernst der Umgebung konnte mich nicht abhalten, mich in meiner Weise in allerlei Träumen zu ergehen. Ich gedachte angesichts des Hörselberges an die Sage vom edlen „Tanhusere" und der „Frau Venussinnen" und die herrliche Wartburg, die mit ihren Zinnen und Thürmen in majestätischer Schöne von schroffer, waldiger Höhe herüberwinkte, erinnerte mich an den Sängerkrieg, an die Sage von der heiligen Elisabeth und an Luther, der auf jener Burg das Neue Testament übersetzte und nebenbei mit Gebet und Tintenfaß Satanas bekämpfte, welcher dem guten Doctor Martinus wiederholentlich so arg zusetzte, daß Letzterer u. A. an seine Freunde schrieb: „Glaubt nur, daß ich hier in Muße und Einsamkeit tausend Teufeln vorgeworfen bin. Es ist gar viel leichter wider Menschen kämpfen, als wider die geistlichen Mächte der Bosheit unter dem Himmel."

Indeß verrannen die Stunden, eine nach der andern, ohne daß etwas geschah. Die Sonne neigte sich schon stark dem Westen zu und noch immer lagerten wir unthätig auf unserer Höhe. Die fröhliche Stimmung verflüchtigte sich immer mehr, statt deren hörte man in den Reihen mißbilligende Worte, und längst war jeder Sang und Klang, jeder fröhliche Scherz erstorben.

Gegen 8 Uhr Abends kam der Befehl, den Rückmarsch anzutreten. Zwar traten die Leute willig und gehorsam an ihren Platz, aber ringsum sah man verdrießliche, mürrisch blickende Gesichter. Jedermann schien instinctiv zu fühlen, daß ein äußerst günstiger Augenblick für immer verpaßt war.

Wir marschierten an jenem Abend zurück bis zum Dorfe Großenlupnitz. Auf einer Wiesenfläche in einer von der Straße durchschnittenen Niederung, wo aus felsigem Gelände ein klarer Quell hervorsprudelte, lagerten wir uns für die Nacht. Auch für den folgenden Tag, den 25. Juni, verblieben wir hier unthätig. Um 12 Uhr Mittags wurde verkündet, daß bis auf Weiteres Waffenruhe eintreten solle.

Die Vertheilung von Lebensmitteln war inzwischen eine sehr kärgliche geworden, der „eiserne Bestand" war längst bis auf die letzte Krume verzehrt, und fortwährend wurden wir vom Hunger geplagt. Es war mir gelungen von einem Kameraden für 5 Groschen ein winziges Stückchen Speck nebst einer Schnitte Brod zu erwerben. Ich erinnere mich noch heute, wie sparsam ich mit diesem Vorrath umging, wie ich mir ganz dünne „Flitschen" vom Speck herunterschnitt und diese lange Zeit im Munde hielt, bevor ich sie verschluckte. Eine Brodrinde und ein Schluck Wasser — welch köstlicher Genuß war dies!

Im Verlaufe dieses Tages wurde uns glücklicherweise noch einmal Gelegenheit gegeben, uns ordentlich satt zu essen. Es war Fleisch herbeigeschafft worden, so daß wir uns eine Graupensuppe kochen konnten. Die Fleischportionen waren allerdings nur klein, doch an Suppe war kein Mangel. Später wurde auch etwas Branntwein und Bier unter uns vertheilt.

Gegen Abend kam mein Freund und Landsmann H. zu mir, derselbe, der mich in Sieboldshausen mit in sein Quartier genommen hatte. „Kumm," sagte er, „wi willt mal in't Dörp un sehn, ob wi us nich enerwegen en goode Taß Caffee kaken laten könnt."

H . . . war Bedienter beim Hauptmann; da er sehr findig und gewandt war, so wurde er fast täglich in die am Wege

gelegenen Ortschaften geschickt, um für seinen Herrn und auch wohl für die anderen Officiere der Compagnie Lebensmittel einzukaufen; er konnte daher zu jeder Zeit die Compagnie verlassen. Anders lag die Sache mit mir, der ich in Reih und Glied stand. Es war selbstverständlich strenge untersagt, sich aus dem Biwak zu entfernen; angesichts dieses Verbotes wies ich daher das Ansinnen meines Freundes anfangs entschieden zurück. Er wußte mir aber den Hochgenuß einer Tasse dampfenden Caffees so verlockend zu schildern und hinwiederum das ganze Unternehmen so harmlos darzustellen, daß ich mich schließlich zum Mitgehen verleiten ließ.

Im Schutze eines Gebüsches konnten wir uns unbemerkt eine Strecke vom Biwak entfernen, dann schlichen wir gebückt in den Furchen eines mit hohem Korn bestandenen Ackerfeldes entlang und näherten uns so dem Dorfe Großenlupnitz. Ein Bauernhaus an der Straße, welches etwas besser und vornehmer aussah, als die umliegenden, und von wohlhabenden Leuten bewohnt schien, erkoren wir uns zur Einkehr. Die grünen Fensterladen an der Straßenseite, sowie das große Hofthor waren fest verschlossen und keine Seele war in der Nähe sichtbar. Wir mußten lange ans Thor pochen, bis letzteres vorsichtig und behutsam geöffnet wurde. Durch die kaum handbreite Spalte erblickten wir einen alten Mann mit Zipfelmütze und blauem Kittel, der ängstlich nach unserm Begehr fragte. Wir baten ihn, zu öffnen und uns Caffee kochen zu lassen. Wir würden, so sagten wir, dafür gut bezahlen, da es uns an Geld nicht mangele.

Der Alte, der vielleicht eine Kriegslist vermuthete und glauben mochte, daß wir auf Raub ausgingen, machte allerlei Einwendungen. Als wir aber immer dringender um Einlaß baten, öffnete er das Thor völlig und ließ uns auf den Hof treten. Nachdem er das Thor sorgfältig wieder verschlossen hatte, führte er uns in das Haus. In der Wohnstube trafen wir eine alte Frau und zwei junge Mädchen an, die uns mit scheuen und ängstlichen Blicken musterten. Die Alte vor allem schien große Angst vor uns zu haben. Sie rang die Hände und rief jammernd: „O Jesses, was fer'n schlimme Ziet fer üs! — was fer'n schlimme Ziet!“

„O Mudder,“ sagte H... lächelnd und versetzte der Frau einen zutraulichen Schlag auf die Schulter, „na düsse Tied kummt en annere, harr de Buer ok seggt, as he sinen

ganzen Hoff verfreet un versööp. Kaak us man en goode Taß Caffee, wi betahlt Di ehrlich. Süh, kennst Du dat woll?" Bei den letzten Worten griff H . . . in die Tasche und zeigte der Alten ein Thalerstück.

Unser Plattdeutsch verstand die gute Frau zwar nicht, aber der blanke Thaler redete eine desto eindringlichere Sprache zu unsern Gunsten. Als wir dann in Hochdeutsch und höflichen Worten unser Begehren wiederholten, verschwand bei ihr bald der letzte Rest von Angst. Bereitwillig ging sie unter dem Beistand ihrer Töchter ans Werk und bald stand die dampfende Caffeekanne vor uns auf dem Tisch. Niemals zuvor in meinem Leben hatte mir, wie mir schien, der braune Trank so gut geschmeckt.

Ein Stündchen mochte inzwischen vergangen sein und es begann dunkel zu werden. Wir bezahlten das Genossene reichlich und verabschiedeten uns sodann von unserem Wirth. Als wir durch das Thor auf die Dorfstraße hinausgetreten waren, sahen wir dieselbe bedeckt mit marschierenden Truppen — Jägern und Pionieren. „Deuker!" sagte H . . ., „wi möt lopen, dat wi na de Kumpanie kamt; ick glöw, use Brigad hett sick up'n Marsch begewen!"

Eine schöne Aussicht das! Mir stiegen bei dem Gedanken, daß unser Bataillon bereits das Biwak verlassen haben könnte, vor Schreck die Haare zu Berge.

„Ick hev Tid genoog," sagte H . . . ., „mit mi kummt'r dat nich up an, ick kann'r mi ögt 'rutlegen, awer mit Di is dat wat anners. Lop Du man to, dat Du henn kummst."

Wie ein Besessener rannte ich durch die Kornfelder, Freund H . . . . weit hinter mir zurücklassend. In der Nähe der Wiese angekommen, wo die Compagnie biwakirte, sah ich zu meiner Freude, daß die Truppen noch dort waren, aber alles war anscheinend in Bewegung. Ich beschleunigte meine Schritte und erreichte in dem Augenblick die Compagnie, als die Leute zum Abmarsch antraten. Mein Tornister, Gewehr, sowie meine andern Sachen lagen in trübseliger Verlassenheit hinter der Front. Rasch packte ich auf und zwängte mich in die bereits geschlossene Reihe an meinen Platz.

„Süh, da is ja use Lütt ok wedder!" sagte Detje scherzend. „Wo hest du denn so lang steken? Du wüßt jümmer so grote Stücken von de Preußen to vertellen — wi hebbt nich anners dacht, as Du wörst dessenteert un ton'n Preußen öwergahn."

Jetzt, da die Gefahr, meine Compagnie zu verlieren, glücklich an mir vorübergegangen war, wurde ich übermüthig und machte meinen Kameraden eine so verlockende Schilderung von dem „feinen Caffee“ den ich genossen hatte, daß allen der Mund wässerig wurde. „Du bist ja'n Lork,“ sagte Lüllau, „schöst us man en Mütz vull mitbrocht hebben.“

Zu weiteren Erörterungen blieb keine Zeit, denn inzwischen erging das Commando zum Abmarsch. Wir machten rechtsum und setzten unsern Rückmarsch auf der über Groß- und Osterbehringen nach Langensalza führenden Landstraße fort. Es mochte gegen 10 Uhr Abends sein, als wir das Biwak bei Großenlupnitz verließen. Mitten in der Nacht erreichten wir Großbehringen, es entstand hier im Vormarsch eine Stockung, so daß wir im Dorfe auf der Straße eine Weile halten blieben. Wir setzten uns nieder und ich schlief auf der mit Steinen gepflasterten Straße so fest ein, daß ich erst dann erwachte, als beim wiederbegonnenen Marsch mehrere hinter mir marschierende Kameraden in der Dunkelheit über mich hinweggestolpert waren.

Gegen 2 Uhr Nachts bezogen wir zwischen den Behringsdörfern in einem Kornfelde an der Straße ein Biwak. Im thaufeuchten Korn legte ich mich nieder und schlief, den Tornister unter dem Kopf, sofort ein. Nach kurzem Schlummer erwachte ich jedoch plötzlich wieder. Ich hörte feierlichen Gesang in der Nähe und gleichzeitig Waffengeklirr und Huftritte. Auf der Landstraße ritt eine Abtheilung Kürassiere vorüber. Sie sangen:

Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen — —

Der im Morgengrauen verhallende feierliche Klang des Chorals, die geisterhaft vorüberschwebenden riesigen Reiter auf ihren stolzen schnaubenden Rossen, die übernächtigen Gesichter meiner Kameraden, welche sich links und rechts im nassen Roggen aufgerichtet hatten — alles das kam mir, der ich noch halb im Schlaf befangen war, wie ein wesenloses Traumbild vor, aber dennoch machte es einen Eindruck auf mich, den ich nie im Leben vergessen werde.

25.
Rückblick auf die Gesammtoperationen der Armee während der Zeit vom 21. bis zum 26. Juni.

Bevor ich in der Erzählung meiner persönlichen Erlebnisse fortfahre, mag es mir gestattet sein, zum besseren Verständnisse des Ganzen dem Leser die Gesammtoperationen der Armee während der Zeit vom 21. bis zum 26. Juni in einem kurzgefaßten Rückblick vor Augen zu führen.

Nachdem die bei Göttingen zusammengezogene Armee in aller Eile mit dem Nothwendigsten ausgerüstet und kampffähig gemacht worden war, hatte man anfangs den Plan gefaßt, über Eschwege nach dem Süden vorzudringen und so den Anschluß an die süddeutschen Bundesgenossen zu suchen. Am 20. Juni Morgens war diese Marschrichtung fest beschlossen und wurden sämmtliche Truppentheile mit den erforderlichen Bestimmungen versehen. In letzter Stunde änderte man jedoch den Plan und beschloß, eine mehr östliche Marschrichtung (zunächst auf Heiligenstadt und von da nach Eisenach) zu wählen. Es war nämlich die Nachricht in's Hauptquartier gelangt, daß in der Gegend von Kassel sich preußische Truppen gezeigt hätten. Die Wahrscheinlichkeit lag also nahe, daß man beim Vormarsch in der Richtung auf Eschwege mit dem Feinde zusammenstoßen würde. Dies wollte man jedoch vermeiden, vielmehr versuchen, ohne Blutvergießen nach dem Süden vorzudringen. Man hoffte, wenn man den Weg über das Eichsfeld wählte, dies leichter möglich machen zu können, umsomehr, da Eisenach, wie man ausgekundschaftet hatte, noch frei vom Feinde war.

Die Vermuthung von der Anwesenheit preußischer Truppen in der Gegend von Kassel bestätigte sich, denn schon in Heiligenstadt erfuhr man am 21., dem ersten Marschtage, durch eine zuverlässige Person, daß Eschwege bereits von einem Detachement preußischer Truppen (bestehend aus einem Bataillon Infanterie, 1/2 Batterie Artillerie und 1 Schwadron) besetzt war. Es war

dies eine Abtheilung der bei Kassel concentrirten 19 000 Mann starken Division Beyer.

Am 22. Juni war die Armee, mit der 3. Brigade (v. Bülow) als Avantgarde an der Spitze, über Mühlhausen hinaus vorgedrungen und lagerte am Abend dieses Tages in folgender Weise: die 1. Brigade (v. d. Knesebeck) in Mühlhausen, die Brigade Bülow südöstlich von Mühlhausen bei den Dörfern Seebach und Heroldshausen, die 2. Brigade (de Vaux) sowie die 4. Brigade (v. Bothmer) westlich von Mühlhausen bei den Dörfern Struth und Eigenrieden. Das Hauptquartier befand sich in Mühlhausen. Theils in der Stadt, theils in nächster Nähe derselben war die Artillerie und Reserve-Cavallerie untergebracht und eine Arrieregarde hielt Dingelstädt besetzt.

Am 23. Juni setzte die Armee ihren Vormarsch fort, anstatt aber geraden Weges durch den Hainich (eine waldige, gebirgsartige Gegend zwischen Mühlhausen und Eisenach) auf Eisenach zu marschieren, bog man links ab und bewegte sich in der Richtung auf Langensalza fort. Die Vortruppen waren nämlich am 22. Nachmittags am östlichen Ausgange des Hainich auf preußische Cavallerie und Infanterie gestoßen.. Man schloß daraus, daß die waldigen Berge des Hainich, welche überall zur Vertheidigung geeignete Punkte boten, vom Feinde in genügender Stärke besetzt seien, so daß ein Durchmarsch hier sehr mißlich sein würde.

Am Abend des 23. lagerte das Gros der Armee in Langensalza und den umliegenden Ortschaften; die Brigade Bülow war auf der Eisenacher Straße bis Osterbehringen vorgeschoben. Nachmittags wurde im Armee-Commando beschlossen, am folgenden Tage die Besitznahme von Gotha zu erzwingen und sich dadurch einen freien Weg nach dem Süden zu bahnen. Spät Abends aber traf eine Meldung des Lieutenants von Ahlefeldt vom Königin-Husarenregiment ein. Derselbe war mit einer Recognoscirungs-Patrouille in Eisenach hineingeritten und hatte die Stadt nur von einem schwachen gothaischen Depot besetzt gefunden. Man änderte in Folge dessen den soeben gefaßten Entschluß betreffs der weiteren Marschrichtung dahin ab, daß man für den 24. den Angriff auf Eisenach befahl. Zu diesem Angriff war die Brigade Bülow ausersehen. Ohne Zweifel wäre der Durchbruch bei Eisenach am 24. Juni möglich gewesen. Leider aber hatte die Oberleitung der Armee sich inzwischen in jene unseligen Verhandlungen eingelassen, die

von gegnerischer Seite eingeleitet waren, um unsern Vormarsch so lange aufzuhalten, bis die Divisionen Göben, Manteuffel und Beyer, insgesammt etwa 48 000 Mann, uns den Weg nach dem Süden völlig verlegt hatten und uns derartig umschlossen hielten, daß ein Entrinnen nicht mehr möglich war.

Am 23. Nachmittags schon war der gothaische Hauptmann von Zielberg im hannoverschen Hauptquartier eingetroffen. Obschon als Parlamentär nicht genügend legitimirt, erklärte er, von dem gothaischen Oberst von Fabeck beauftragt zu sein, ein an Letzteren gerichtetes Telegramm des Chefs des preußischen Generalstabes den Hannoveranern zu übermitteln. Das Telegramm lautete nach der Abschrift im Taschenbuche des Hauptmanns von Zielberg folgendermaßen:

„Oberst von Fabeck. Eisenach. Commandeur des Regiments Gotha.

Sie haben sogleich durch Parlamentär mit dem bei Heiligenstadt commandierenden hannoverschen General dahin zu verhandeln, daß derselbe die Waffen streckt, weil er von allen Seiten umstellt sei. Dabei ist anzufragen, ob König bei den Truppen anwesend. (gez.) Moltke."

Diese Forderung wurde von hannoverscher Seite selbstverständlich zurückgewiesen. Doch benutzte man den Anlaß, ebenfalls einen Parlamentär, den Major von Jacobi vom Generalstabe, nach Gotha zu senden, mit der Erklärung, daß man zu Unterhandlungen bereit sei. Der milde Sinn des Königs war unnützem Blutvergießen abhold. Ließ sich auf irgend eine Weise eine gütliche Vereinbarung treffen, die seiner Ehre nicht widersprach, so war er gerne geneigt, sie anzunehmen. Die Behauptung, daß er und seine Krieger von einer „Kriegslist" umgarnt werden konnten, fand in seinem ehrlichen Herzen keinen Raum.

Da die weiteren Unterhandlungen einen günstigen Verlauf zu nehmen schienen, so wurde der für den 24. beabsichtigte Angriff auf Gotha aufgegeben, die Brigade Bülow jedoch an diesem Tage bis Eisenach vorgeschoben. Im Laufe des Tages geriethen die in Gotha geführten Unterhandlungen jedoch ins Stocken. Man sah im hannoverschen Hauptquartier endlich ein, worauf die ganze Sache hinausgespielt werden sollte. Der Generaladjutant des Königs, Oberst Dammers, verließ Gotha. Es blieb dort jedoch noch der Major von Jacobi zurück, ob-

schon ihm von dem Rittmeister von der Wense der Befehl des Königs überbracht worden war, alle Verhandlungen sofort abzubrechen.

An die Brigade Bülow war inzwischen der Befehl Sr. Majestät des Königs zum Vorrücken ergangen. Das 4. Regiment bemächtigte sich in Folge dessen des zwischen Eisenach und Gotha gelegenen Dorfes Mechterstedt und zerstörte dort Bahn und Telegraph. Es entspann sich hier ein Tirailleurgefecht mit preußischen, aus Eisenach vorrückenden Truppen, wobei auf unserer Seite ein Mann getödtet und 5 verwundet wurden. Im Verlauf des Gefechts gelangte an den dort commandirenden Oberstlieutenant Knipping ein Telegramm des Majors von Jacobi aus Gotha, worin derselbe mittheilte, „daß Feindseligkeiten zu vermeiden seien, da die in den Verhandlungen von Hannover gestellten Bedingungen preußischerseits Annahme gefunden hätten.“

Der Inhalt dieses Telegramms wurde weiter gemeldet auf Eisenach an den Oberst von Bülow, welcher gerade im Begriff stand, den Angriff auf Eisenach zu eröffnen. Inzwischen war auch an den in Eisenach commandierenden preußischen Officier die telegraphische Meldung gelangt, daß ein Generaladjutant Sr. Majestät des Königs von Preußen „zur Entgegennahme der Befehle Sr. Majestät des Königs von Hannover“ von Berlin eintreffen würde. Der Inhalt dieses Telegramms wurde dem Obersten von Bülow gleichfalls mitgetheilt. Letzterer hielt mit den Officieren seiner Abtheilungen einen Kriegsrath ab, dem er die Frage vorlegte, ob unter solchen Umständen der befohlene Angriff auf Eisenach noch ausgeführt werden könne. Der Kriegsrath — der die Autorisation des Majors von Jacobi zu einem so bedeutungsvollen Schritt nicht anzweifelte — sprach sich einstimmig gegen den Angriff aus. Es wurde sodann ein Waffenstillstand mit dem preußischen Befehlshaber vereinbart, der alle sich vor Eisenach gegenüberstehenden Truppen einschließen und vorläufig bis zum nächsten Morgen 8 Uhr währen sollte. Der Abschluß dieses Abkommens erfolgte kurz vor 7 Uhr Abends.

Als der commandierende hannoversche General, Generallieutenant von Arentsschildt, gegen 8 Uhr Abends in der Erwartung bei der Brigade Bülow erschien, daß Eisenach in Verfolg des Allerhöchsten Befehls genommen sei, „sah er sich einer vollendeten Thatsache gegenüber, welche seinen Plan vereitelte, den Absichten seiner Majestät widersprach, aber in welche noch

einzugreifen sowohl der Abschluß des Waffenstillstandes, als auch die einbrechende Nacht ihn verhinderte.“ Somit war die günstige Gelegenheit, zu unsern süddeutschen Bundesgenossen zu gelangen, für immer dahin. Die freudige hoffnungsvolle Kampfesstimmung, welche die Truppen am Morgen des 24. Juni beseelte, verwandelte sich in Trauer und Schmerz. Dumpfe Stille herrschte in den Biwaks der hannoverschen Regimenter in der Nacht vom 24. auf den 25. Juni, während aus dem Thale vom Eisenacher Bahnhof her unaufhörlich der schrille Pfiff der Locomotiven erscholl, die die Truppen der Divisionen Beyer und Göben von Kassel herbeischleppten.

Am 25. Juni Morgens erschien der preußische General von Alvensleben im hannoverschen Hauptquartier. Die Unterhandlungen wurden wieder aufgenommen und bis auf Weiteres ein Waffenstillstand vereinbart; sodann verpflichtete der König sich, seine definitive Antwort auf die ihm von preußischer Seite gestellten Bedingungen bis 10 Uhr Morgens des folgenden Tages nach Berlin zu senden.

Schon am Nachmittag des 25. schickte der König den Oberstlieutenant Rudorff mit der in Aussicht gestellten Antwort ab. Als derselbe jedoch nach Eisenach gelangt war — er gedachte von dort ab die Bahn nach Berlin zu benutzen — verwehrte der General von Falckenstein ihm die Weiterreise. Der General erklärte dem Oberstlieutenant Rudorff gleichzeitig, daß er den von dem Generaladjutanten des Königs von Preußen, dem General von Alvensleben, mit dem Könige Georg abgeschlossenen Waffenstillstand nicht anerkenne, vielmehr die Hannoveraner ohne Verzug angreifen werde, wo er sie treffe. Der hannoversche Generalstabsofficier, von der Unmöglichkeit, seine Sendung auszurichten, überzeugt, jagte in Carriere des Weges zur hannoverschen Armee zurück und machte zunächst bei der sich sorgloser Ruhe hingebenden Brigade Bülow und sodann im Hauptquartier Meldung von dem drohenden Angriff.

So stand am 25. Juni mit dem Ende des Tages unsere Sache! Die nächste Folge jener Vorgänge bei Eisenach war, daß die Brigade Bülow, wie ich bereits erzählte, spät Abends alarmiert wurde, ihre Biwaks vor Eisenach bei den Dörfern Stockhausen und Großenlupnitz verließ und auf Großbehringen abmarschierte.

26.

Weitermarsch am 26. Juni. Biwak hinter der Unstrut bei Thamsbrück.

Wie ich bereits erzählte, verbrachten wir den Rest der Nacht vom 25. zum 26. Juni, im Korn lagernd, in der Nähe des Dorfes Großbehringen. Um 4 Uhr etwa traten wir unters Gewehr und blieben, da man einen Angriff des Gegners erwartete in kampfbereiter Haltung in den Biwaks stehen. Obwohl wir nur wenige Stunden auf der thaufeuchten Erde ausgeruht hatten und uns weder einen erfrischenden Trunk heißen Caffees, noch eine Brodrinde hatten verschaffen können, so befanden wir uns dennoch in einer leidlich guten Stimmung, die allerdings stark an Galgenhumor streifte. Detje, mein Vordermann, reckte seine mächtigen Arme nach allen Richtungen der Windrose, sein breites, sonnverbranntes Gesicht verzog sich gleichzeitig zu einer seltsamen Mischung von Grinsen und Gähnen, so daß ich Gelegenheit hatte, seine in voller Zahl vorhandenen schneeweißen Zähne zu bewundern.

„Mensch“, sagte ich, „wat hest Du för schöne Tähnen.“

„Wat nützt mi de schönen Tähnen,“ entgegnete er, „wenn ick nicks dafför to bieten hev.“

Die Zunächststehenden lachten, selbst Vollmer verzog sein langes schmales Gesicht, das in den letzten Tagen einen merklich hohlwangigen Zug angenommen hatte, zu einem süßsauern Lächeln. „Ja“ sagte er in dem ihm eigenen bedächtigen Tone, — „wenn wi nu den Slampamp man harrn, den de Froo in Ballenhusen us up den Disch bröch. Do wollen wi da nich recht up, ick glöw awer, — nu dreih'n wi den Lepel da nich mehr in üm.“

Noch ein anderer Kamerad mischte sich in das Gespräch und erinnerte sich alter Sünden. „Ick hev mindag keen Stäk-

röwen möcht," sagte er — „wenn min Mudder se kaakt harr, denn schimp ick Laster un Brand. Awer harr ick nu man en Putt vull — denn schöll de Olsch mal ehr blaue Wunner sehn. Jungs, en Hunger hev ick Jö in den Balg — dat is nich to beschriewen!"

„Ja, meenst Du — wi nich!" entgegneten die Andern; „meenst Du, dat wi us gesädigt föhlt!"

„Ick weet gar nich mehr," sagte Lüllau, „wo mi de Mag sitt. In min Liw is so'n grote Höhlens, de ward gar nich wedder vull. Wenn ick to Hus kam, lat ick mi en Pannkoken von dre Foot Dörmeter backen un fief Dutz Spiegeleier dato, denn willt wi doch mal sehn, ob wi dat Lock woll wedder stoppen doht."

„Minsch, swieg still von de Spiegeleier!" fiel ihm Vollmer ins Wort, „wenn wi man erst wedder'n rejahligen Brodknoost vör't Mest hebbt."

Unter den Officieren der Compagnie entstand in diesem Augenblick eine Bewegung, man sah sie abseits im Korn zusammentreten, und scheinbar waren sie in eifrigem Gespräch begriffen, als ob irgend ein Befehl, eine Meldung oder ein sonstiger Vorfall sie beschäftigte. Wir spitzten die Ohren, um von dem Gespräch etwas aufzufangen, doch war dies nicht möglich, da die Herren zu weit von uns entfernt waren und auch zu leise sprachen.

„Jungs," sagte Detje und stieß unter ingrimmigem Lächeln den Kolben seines Gewehres auf den Boden, „wenn se doch blos kömen. Mi kömen se grad recht!"

Hungerig, vor Frost schauernd, in Folge der fast ohne Schlaf auf der nassen Erde verbrachten Nacht — was konnte es für uns in der That Besseres geben, als darauf loszuschlagen. Aus dem Schlagen wurde aber wieder nichts. Wir standen reichlich eine Stunde in Kampfbereitschaft, dann hieß es: „Senkts Gewehr!" — „Rechts um!" — „Marsch!"

Eine Strecke lang verfolgten wir die Straße in östlicher Richtung, dann bogen wir links ab und marschierten gegen Norden. Die frostige Stimmung, die uns am Morgen niederdrückte, verlor sich nach und nach. Der alte frohe Muth brach wieder durch und über dem Marschieren vergaßen wir für eine Weile die Bedrängniß, in welche wir gerathen waren, sowie Hunger und Durst, die sonst als treue Gefährten überall hin, in die Kreuz und Quere, mit uns zogen.

Die Befürchtung, daß die Preußen am 26. Morgens angreifen würden, sollte sich nicht bestätigen. Um 5 Uhr hatte ein preußischer Parlamentär die Nachricht überbracht, daß General von Falckenstein den Tags zuvor vereinbarten Waffenstillstand anerkenne. Während wir uns im Abmarsch nach den uns zu Quartieren angewiesenen Dörfern befanden, wurden vom Hauptquartier aus die Friedensunterhandlungen wieder aufgenommen. Der König beauftragte den Oberstlieutenant Rudorff nunmehr, mit der dem Könige von Preußen zu überbringenden Antwort über Gotha nach Berlin zu reisen und dorthin seine durch die Schuld des Generals von Falckenstein verzögerte Ankunft bereits von Gotha aus telegraphisch zu melden. Der Abgesandte König Georgs hatte jedoch bei Gotha eben sowenig durchzudringen vermocht, wie am Tage zuvor; diesmal war es der Generalmajor von Fließ, welcher die Reise nach Berlin verhinderte. Der Oberstlieutenant Rudorff traf diesen General in dem Dorfe Warza als Commandierenden der bei Gotha vereinigten preußischen Truppen an. v. Fließ erklärte den Waffenstillstand seit 10 Uhr Morgens für abgelaufen, sowie daß er Befehl habe die Hannoveraner anzugreifen. Das Einzige, was der hannoversche Generalstabsofficier erreichte, war, daß man ihm gestattete, ein Telegramm an Se. Majestät den König von Preußen abzusenden, worin er letzterem von der Sachlage Mittheilung machte.

Der Oberstlieutenant Rudorff begab sich zum Hauptquartier zurück. Dort beschloß man in Folge der erhaltenen Nachricht von dem Vorrücken der Preußen, Widerstand zu leisten und an die Truppentheile diesbezügliche Weisung ergehen zu lassen.

Kurz nach Mittag erschien im hannoverschen Hauptquartier der preußische Oberst Döring. Derselbe überbrachte als Parlamentär eine Depesche von Berlin. Bevor er dieselbe jedoch vorlas, erklärte er dem Könige, daß sein Auftrag thatsächlich erledigt sei, da die Truppen des Generals von Falckenstein schon im Begriffe seien anzugreifen. Die Depesche war vom Grafen Bismarck und bot Sr. Majestät dem Könige Georg unter den bereits in der Sommation am 15. Juni aufgestellten Bedingungen ein Bündniß an.

So endeten die von dem Könige in der ehrlichsten und besten Absicht geführten Unterhandlungen!

Jetzt völlig in der Falle drin, blieb der hannoverschen Armee keine Aussicht mehr auf einen glücklichen, erfolgreichen Ausgang des Feldzuges. Alle Hoffnungen und aller Frohsinn waren dahin; an deren Stelle traten Bitterkeit und Ingrimm. Wir glichen dem verfolgten Wilde, das von allen Seiten umstellt ist und kein Entrinnen mehr sieht.

Als der vom Obersten von Döring angekündigte Angriff im Laufe des Tages nicht erfolgte, erwog man im hannoverschen Hauptquartier ernstlich, ob man am folgenden Morgen nicht selber die Feindseligkeiten mit einem Angriff auf die Stellung des Generals von Fließ bei Gotha eröffnen sollte, gab jedoch diesen Plan wieder auf, weil man befürchtete, „daß die dann in drei Nächten nicht zur Ruhe gekommenen, schon seit mehreren Tagen mit Mangel an Lebensmitteln kämpfenden Truppen zu einer Offensive nicht frisch genug sein würden.“ Man gelangte daher zu dem Entschluß, eine Vertheidigungsstellung hinter der Unstrut bei den Ortschaften Thamsbrück, Merxleben und Nägelstedt einzunehmen, und wurden die verschiedenen Truppenabtheilungen dahin für die Nacht beordert.

Unser Bataillon war in den Nachmittagsstunden bis zum Dorfe Allerstedt gelangt, wo wir Quartier bezogen. Bevor die Mannschaften entlassen wurden, erging an uns die Mahnung, uns den preußischen Truppen gegenüber, welche sich in der Nähe befänden, nicht feindselig zu betragen. Würde hier oder da der Fall eintreten, daß wir mit preußischen Soldaten — etwa in den Wirthshäusern — zusammenträfen, so sollten wir keinen Anlaß zu Streitigkeiten geben, vielmehr sollten wir, wenn von der anderen Seite versucht würde, mit uns anzubinden, nachgeben und ruhig zu Hause gehen. Dieser Befehl war offenbar zu einer Zeit ergangen, als man im Generalcommando die wirkliche Sachlage, das Vorrücken des Generals von Fließ und die Mittheilungen des Obersten von Döring über den bevorstehenden Angriff der Preußen noch nicht kannte.

Ich war mit etwa 10 Kameraden auf einem kleinen Gehöft einquartiert, wo es aber nichts zu beißen und zu brechen gab. Als endlich ein halbes Brod herbeigeschafft worden war und wir im Begriff standen, dasselbe unter uns zu vertheilen, ertönte plötzlich das Allarmsignal. Jeder griff zunächst nach Tornister und Gewehr und versuchte hierauf in der Hast noch ein Stückchen Brod zu erhaschen. Eilenden Laufs stürmten wir

dann zum Sammelplatz. Wir gedachten nicht anders, als daß wir sofort ins Feuer geführt werden würden, aber es war nirgendwo etwas vom Feinde zu sehen. Wie immer lautete die Losung: marschieren!

Nach mehrfachem Aufenthalt im Marsch und auf Umwegen gelangten wir bis zu dem Städtchen Thamsbrück. Wir überschritten dort die Unstrut und bezogen südöstlich des Ortes auf einer Wiesenniederung für die Nacht ein Biwak. Es dunkelte bereits stark, als unser Marsch endete. An Abkochen konnte natürlich nicht gedacht werden, selbst wenn das Erforderliche dazu vorhanden gewesen wäre. Stärker als das Gefühl des Hungers war bei uns an jenem Abend das Bedürfniß nach Ruhe und Schlaf.

An der Stelle, wo unsere Compagnie sich gelagert hatte, zog sich ein Graben entlang, der auf dem Grunde zwar kein Wasser enthielt, aber feucht und sumpfig war. Die Kameraden legten sich in den Graben hinein, ich aber zog es vor, mich an dem Rande desselben zu lagern. Mitten in der Nacht erwachte ich und fand mich von der über mich hinstreifenden eisigkalten, thaufeuchten Nachtluft so erstarrt, daß ich kaum ein Glied zu rühren vermochte. Ich kroch schleunigst in den sumpfigen Graben hinab, dort entdeckte ich hinter Detjes breiten Schultern glücklicherweise einen schmalen leidlich geschützten Raum, in den ich mich wie ein Keil hineinzwängen konnte. Ringsum lag alles in tiefer Ruhe, nur Detje richtete sich halb im Schlaf in die Höhe und brummte: „Wat is denn dat för'n Lork, de dor noch rümmkrabbelt midden in de Nacht?"

„Dat bin ick, Detje," flüsterte ich, — „ick bin ganz verklamt."

„Na, denn kumm man fast an mi ran," sagte der brave Bursche, „ick hev Di dat ja seggt, dat Du alleen nich warm würrst, awer Du wullt ja alles beter weten un bist jümmer so klook as en lütt Dörp, wo keen Lüd in sünd."

So verbrachten wir die Nacht vom 26. auf den 27. Juni, die Nacht vor der Schlacht. Niemand wußte was uns am anderen Tage bevorstehen würde; wohl Mancher träumte von seinen Lieben in der fernen Heimath, vom Elternhause in dem stillen Heidedörflein und ahnte nicht, daß er schon am Abend des kommenden Tages stumm und kalt in den Reihen Derer ruhen würde, die nach heißem Kampfe die blutige Wahlstatt bedeckten.

27.

Die Schlacht bei Langensalza.

In der Nacht vom 26. auf den 27. Juni erhielten die preußischen Generale von Fließ und von Falckenstein durch directe Depesche den bestimmten Befehl, „die Hannoveraner coute qu'il coute anzugreifen und mit allen disponiblen Mitteln zur Capitulation zu zwingen.“ (v. Scriba.) In Folge dieses Befehls beschloß Generalmajor von Fließ, am Morgen des 27. Juni gegen die Unstrut vorzurücken und die Hannoveraner, welche ja durch das viele Hin- und Hermarschieren, durch Hunger und Durst und in Folge der unaufhörlichen Beunruhigungen mürbe geworden sein mußten, durch einen raschen Handstreich unschädlich zu machen.

Die hannoversche Armee lagerte am Morgen des 27., bevor der Angriff erfolgte, nördlich der Unstrut in folgender Weise:

Rechter Flügel: 3. Brigade (v. Bülow) — 4. Infanterie Regiment (Stade), 5. Infanterie-Regiment (Lüneburg), 2. Jägerbataillon (Hildesheim), Kronprinz-Dragoner-Regiment (Osnabrück) und zwei Batterien Reserve-Artillerie — bei Thamsbrück;

Centrum: 2. Brigade (de Vaux) — 2. Infanterie-Regiment (Celle), 3. Infanterie-Regiment (Northeim und Einbeck), 1. Jägerbataillon (Goslar) und Cambridge-Dragoner-Regiment (Celle) — nordöstlich von dem Dorfe Merxleben.

(Von dieser Brigade waren $3^1/_3$ Schwadron des Dragoner-Regiments als Vorposten zwischen Langensalza und Gotha aufgestellt; das 1. Bataillon des 3. Infanterie-Regiments diente den Vorposten als Repli und stand in Langensalza. Diese Vortruppen unter dem Befehle des Obersten von Strube hatten die Instruction, Langensalza möglichst lange zu halten,

vor drohender Uebermacht sich jedoch rechtzeitig nach Merxleben zurückzuziehen.)

Linker Flügel: 4. Brigade (v. Bothmer) — 6. Infanterie-Regiment (Hannover), 7. Infanterie-Regiment (Osnabrück), 3. Jägerbataillon (Hannover) und Garde-Husaren-Regiment (Verden) — im Biwak bei Nägelstedt;

Reserve: 1. Brigade (von dem Knesebeck) — Garderegiment, 1. oder Leibregiment, Gardejägerbataillon (Hannover) und Königin-Husaren-Regiment (Lüneburg) — westlich von Merxleben;

Reservecavallerie: Garde du Corps (Hannover) und Garde-Kürassierregiment (Northeim) im Biwak bei Sundhausen;

Armeetrain: Artilleriedepot, Munitionscolonne, Bagage u. s. w. bei Kirchheilingen;

Das Hauptquartier der Armee befand sich in Merxleben. Se. Majestät der König und Se. Königliche Hoheit der Kronprinz hatten nebst Gefolge in Thamsbrück Quartier genommen.

Nach Abzug der abcommandierten und detachierten Abtheilungen, des Artilleriedepots, Ingenieurcorps, Armeetrains u. s. w. blieben verwendbar für das Gefecht etwa 16 000 Mann (13 300 Mann Infanterie, 1 700 Mann Cavallerie und 1000 Mann Artillerie) mit 42 Geschützen, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß die beiden Infanterieregimenter (6. und 7.) der Brigade Bothmer (etwa 2100 Mann), sowie einige andere Bataillone und das Garde-Husarenregiment (330 Mann) an dem entscheidenden Angriff nicht theilnahmen; auch die Kronprinz-Dragoner waren nur wenig betheiligt.

Die übertriebenen Angaben von der Stärke der hannoverschen Armee, welche von gegnerischer Seite aus verbreitet worden sind und leider vielfach, nebst anderen unrichtigen Behauptungen, auch Eingang in die Lehrbücher der Schulen gefunden haben, mögen wohl zum Theil dadurch entstanden sein, daß man die Truppenzahl nach den vorhandenen 8 Regimentern Infanterie abschätzte; aber unsere Regimenter zählten nicht — wie ein preußisches — drei, sondern nur zwei Bataillone, und unsere Bataillone waren meistens nur 500—600 Mann stark, nur bei den Gardetruppen hatte in der Eile der Ausrüstung ein etwas höherer Bestand erreicht werden können. Ein hannoversches Regiment war daher nicht viel stärker an Mannschaft als ein preußisches Bataillon.

Indem Jene, die beflissen sind, die ehrliche That hannoverscher Krieger der Nachwelt in gefälschter Darstellung vor Augen zu führen, einerseits die hannoversche Armee absichtlich überschätzen, suchen sie andererseits den Glauben zu erwecken, als ob dem General von Fließ nur ein kleines Häuflein Truppen zur Verfügung gestanden hätte, welches die Hannoveraner mit ihrer Uebermacht leicht hätten erdrücken können. Aber das Eine ist so unwahr wie das Andere: General v. Fließ führte gegen die Hannoveraner ein Corps von 13 Bataillonen Infanterie, 3 Escadrons Cavallerie und 4 Batterien mit 24 Geschützen, insgesammt also doch wohl 13 bis 14000 Mann. Während ferner jene gewissenlosen Geschichtsfälscher die unbedeutende numerische Uebermacht der Hannoveraner in der Schlacht gewaltig aufzupuffen bemüht sind, verschweigen sie wieder ganz die Ueberlegenheit, die die preußischen Truppen, von denen acht Bataillone mit Zündnadelgewehren ausgerüstet waren, uns gegenüber in Betreff der Bewaffnung besaßen. Es wurde vor 1866 den preußischen Soldaten in der Instructionsstunde gelehrt, daß er mindestens dreimal so schnell zu feuern vermöge, als ein mit Vorderlader bewaffneter Gegner, und daß eine Abtheilung von 300 Mann mit Zündnadelgewehren einer solchen von 900 Mann ohne Hinterladergewehr gewachsen sei. Man sollte daher meinen, daß die geringe Ueberlegenheit an Zahl, welche uns zu Gute kam, auf der gegnerischen Seite vollständig durch die bessere Bewaffnung aufgewogen wurde, ganz abgesehen davon, daß die preußischen Truppen gut ausgeruht und wohlgenährt ins Gefecht gingen, während wir in den letzten Tagen vor der Schlacht den größten Mangel litten und nicht ordentlich zur Ruhe gekommen waren. — Es wäre ebenso ungerecht wie erbärmlich, wenn Jemand behaupten wollte, die preußischen Soldaten hätten bei Langensalza nicht mit der ihnen eigenen altbewährten und berühmten Tapferkeit gekämpft, aber dafür sollte man auch der hannoverschen Armee Gerechtigkeit widerfahren lassen und sich nicht bemühen, den von ihr in heißer Schlacht ehrlich erkämpften Sieg in kleinlicher Weise herabzuwürdigen.

Im Morgengrauen des denkwürdigen Tages von Langensalza erhoben wir uns von unserer Lagerstatt in den feuchten Wiesen bei Thamsbrück. Ein Napf schwarzen Caffees und ein dünnes, kaum handgroßes Stückchen Brod war unser Frühstück und zugleich die Verpflegung für den ganzen Tag. Vielen

Truppentheilen konnte selbst auch diese geringe Stärkung nicht zu Theil werden. Als wir den Morgenimbiß verzehrt hatten, wurde von jeder Compagnie eine Abtheilung zur Schanzarbeit commandiert. Da hierzu in erster Linie die Rekruten verwandt wurden, so mußte auch ich mit vor die Front treten. Nachdem das Detachement formiert worden war, führte man dasselbe auf eine zwischen Thamsbrück und Merxleben gelegene Höhe. Dorthin war Werkzeug geschafft worden, auch Pionier-Abtheilungen befanden sich dort, unter deren Anleitung und Hilfe wir versuchten Gräben auszuheben und Wälle aufzuwerfen. Es war dies eine saure Arbeit, der Boden war steinig und hart und die gelieferten Schaufeln ließen an Schärfe und Handlichkeit viel zu wünschen übrig, dazu brannte uns die Sonne, die inzwischen am wolkenlosen Himmel immer höher emporstieg, recht unbarmherzig auf den Kopf. Bald stellte sich heftiger Durst ein, der uns die letzte Kraft zu benehmen drohte. Wir beneideten unsere im Biwak zurückgebliebenen Kameraden. Wir wußten ja noch nicht, daß ihrer eine weit schwerere Arbeit harrte. Ein Faß mit Wasser, welches man endlich nach unserer Arbeitsstätte hinaufschaffte, brachte für eine Zeit lang die ersehnte Erquickung.

Während wir so im Felde zwischen Thamsbrück und Merxleben im Schweiße unseres Angesichts hackten und gruben und an nichts Arges dachten, erdröhnte plötzlich — es mochte gegen 9½ Uhr sein — in der Richtung von Langensalza der dumpfe Donner eines Kanonenschusses, dem kurz darauf mehrere andere folgten. In höchster Ueberraschung wandten wir unsere Blicke der etwa ½ bis ¾ Stunde entfernten Stadt zu. Da uns unser Standpunkt einen weiten Umblick gestattete, so sahen wir deutlich, wie jenseits Langensalza an der nach Gotha führenden Chaussee Rauchwolken aufstiegen, sowie ferner, daß dort in den Feldern Truppenbewegungen stattfanden. Wir wußten selbstverständlich von höheren Anordnungen und von der ganzen Sachlage nicht das Geringste, aber das, was wir jetzt sahen und hörten, sagte uns alles: jetzt endlich wurde es Ernst, das Vorspiel des blutigen Kampfes begann! Unsere Schanzarbeit erlitt eine arge Unterbrechung, wir ließen Hacke und Schaufel sinken und unsere erregten Blicke wandten sich immerfort der Gegend zu, wo die ersten Ereignisse der Schlacht sich abspielten.

In Langensalza stand, wie bereits bemerkt worden ist, am Morgen des 27. Juni der Oberst von Strube mit einem

Bataillon des 3. Infanterieregiments, welches den als Vorposten gegen Gotha vorgeschobenen Cambridgedragonern als Repli diente. Gegen 8½ Uhr wurde von der am weitesten vorgeschobenen Feldwache das Anrücken der Preußen gemeldet. Die Feldwachen zogen sich auf die Schwadronen zurück; letztere wurden bald nach 9 Uhr von Artillerie beschossen und gingen unter fortwährendem Plänkeln langsam auf Langensalza zurück. Oberst von Strube konnte angesichts der sich südlich von Langensalza entwickelnden bedeutenden Macht des Feindes nicht daran denken, die Stadt zu behaupten. Es wurde mit dem Gros des Bataillons der Rückzug auf Merxleben angetreten; die Tirailleure des Bataillons sowie die Dragoner folgten. Vor Merxleben wurde das Detachement von einer Abtheilung der Brigade von dem Knesebeck, bestehend aus den beiden Bataillonen des Leibregiments, den Königin-Husaren und der Batterie Meyer aufgenommen. Die Bataillone des Leibregiments nahmen Aufstellung am rechten Ufer der Unstrut bei der Kallenberg'schen Mühle und deckten den Rückzug. Als die Vortruppen des Obersten von Strube sowie das Husarenregiment den Uebergang über die Unstrutbrücke bewerkstelligt hatten, ging auch das Leibregiment auf Merxleben zurück.

Auf dem südöstlich des Dorfes Merxleben gelegenen Kirchberge, einer Anhöhe, die etwa 60 Fuß über dem Spiegel der Unstrut lag, hatten die hannoverschen Batterien Laves und Blumenbach, sowie drei Geschütze der Batterie Meyer (im Ganzen 15 Geschütze) zwischen 10 und 11 Uhr Aufstellung genommen und auf den anrückenden Feind das Feuer eröffnet. Um 11½ Uhr Vormittags war das rechte Unstrutufer von unseren vorgeschobenen Truppen vollständig geräumt. Die Preußen hielten jenseits der von der Unstrut durchströmten Wiesenniederung, welche sich von Nordwest nach Südost vor der ganzen Stellung der hannoverschen Armee hinzog, die Kallenbergsche Mühle und das umliegende Terrain, sowie das weiter südlich gelegene Badewäldchen nebst der Allee und den massiven Gebäuden des Bades in starker Anzahl besetzt. Drei bis vier Batterien Artillerie hatten auf dem in der Nähe des Badewäldchens gelegenen Jüdenhügel eine vortreffliche Aufstellung gefunden. Bedeutende Verstärkungen waren von der Gothaer Chaussee her im Anrücken begriffen.

Der hannoversche Oberbefehlshaber Generallieutenant von Arentsschildt, begab sich um diese Zeit mit seinem Stabe auf

9*

den Merxlebener Kirchberg, um von dort einen Ueberblick über die Stärke und Stellung des Feindes zu gewinnen. Er befahl, das Dorf Merxleben, welches den wichtigsten Punkt der hannoverschen Stellung bildete, auf das Nachdrücklichste zu vertheidigen. Hier kämpften unter theilweise großen Verlusten das 2. Infanterieregiment (Celle), das 1. Jägerbataillon (Goslar) und das 3. Infanterieregiment (Northeim und Einbeck), denen sich später als Verstärkung noch das Garderegiment, das Leibregiment und das Gardejägerbataillon hinzugesellten. Die Tirailleure und Schützen der Bataillone, welche bis an die Unstrut vorgeschoben waren, wußten die einmal eingenommenen Stellungen trotz der überlegenen Waffe des Feindes mit Erfolg zu behaupten. Da sich jedoch Merxleben im Bereich der weittragenden Gewehre des Feindes befand, so waren die Verluste, welche die Unsern erlitten, sehr beträchtlich.

Die Artillerie auf dem Kirchberge bei Merxleben hatte unterdessen ein unausgesetztes Feuer gegen die überlegene Geschützzahl auf dem Jüdenhügel unterhalten. Die sichtlichen Erfolge, welche sie erzielte, mußten allerdings mit hartem Verlust an Mannschaften und Pferden erkauft werden. Gleichfalls kämpften mit Erfolg auf dem linken Flügel die Batterien Müller und Mertens, sowie auf dem rechten Flügel die der Brigade Bülow zugetheilte Batterie Eggers, welche in den Wiesen nordwestlich von Merxleben eine günstige Stellung eingenommen hatte.

Nachdem der Kampf etwa 1½ Stunde in dieser Weise mit unverminderter Heftigkeit gewährt hatte, hielt Generallieutenant von Arentsschildt den richtigen Augenblick für gekommen, um die Offensive ergreifen zu können. Um 1 Uhr Mittags ertheilte er Befehl zum allgemeinen Angriff auf die preußische Stellung.

Die Brigade Bülow am rechten Flügel, welche bislang wenig am Kampfe betheiligt gewesen war, stieg von den Höhen, auf denen sie ihre Stellung hatte, zu der sumpfigen Unstrutniederung herab und ging oberhalb Merxlebens in bester Ordnung durch den 4 bis 5 Fuß tiefen Fluß; die Officiere, welche ihre Pferde wegen des Terrainhindernisses zurücklassen mußten, schritten zu Fuß voran. Gleichzeitig brach im Centrum die Brigade Knesebeck aus Merxleben hervor und rückte theils über die Brücken der Unstrut, theils durch das Wasser, gegen die feindliche Stellung vor. Weiter links durchschritt das 3. Jägerbataillon

die Unstrut und setzte sich am rechten Ufer des Flusses fest, während die übrigen Truppen der 4. Brigade sich nicht an diesem Angriff betheiligten, obwohl an den Commandeur derselben, den Obersten v. Bothmer hierzu der Befehl ergangen war. Er hatte schon vorher versucht, mit den Linienbataillonen seiner Brigade den Fluß zu überschreiten, doch war ihm dies nicht gelungen; nur einzelne Abtheilungen betheiligten sich am Kampfe, u. A. auch, wie bereits erwähnt, die Batterie Müller, welche die rechte Flanke des Feindes in wirksamer Weise beschoß. Der Brigade Knesebeck im Centrum folgte ein Theil der Brigade de Vaux, während der Rest derselben als Reserve zurückblieb.

Nachdem die hannoverschen Bataillone erst einmal den Fluß überschritten hatten, gab es für sie kein Aufhalten mehr, obwohl sie eine weite ungeschützte Fläche überschreiten mußten, die vollständig von dem verheerenden Feuer des in geschützten Stellungen sich befindenden Feindes beherrscht wurde. In raschem Avancieren unter Trommelschlag und kräftigem Hurrah drangen sie vor. Abtheilungen des 2. und 3. Regiments erstürmten die Kallenberg'sche Mühle und nahmen die Vertheidiger derselben gefangen. Die Bataillone der Brigade Bülow, denen sich das 1. Bataillon des Garderegiments angeschlossen hatte, zogen sich mehr rechts und erstürmten in rascher Folge die Gräser'sche Fabrik, die Ziegelei und das Lazareth, sowie die Häuser und Gärten der Vorstadt von Langensalza. Hecken, Steinmauern und Gebäude, welche dem Feinde Schutz boten, wurden in raschem Anlauf genommen. Das 2. Bataillon des 5. Regiments (Lüneburg) rückte compagnieweise unter Trommelschlag in die Stadt. Ohne sich mit Erstürmung der Häuser, aus denen vielfach geschossen wurde, aufzuhalten, marschierten die Compagnien in bester Ordnung durch die Stadt und besetzten die Südausgänge derselben.

Inzwischen war auch von den im Centrum vorstürmenden Truppen der Jüdenhügel, sowie das Bad erstürmt worden, und überall befand der Feind sich im Rückzuge; eine größere Abtheilung, welche zwischen Badewäldchen und Jüdenhügel noch tapfer Widerstand zu leisten versuchte, wurde von den Königin-Husaren auseinander gesprengt; 120 Mann wurden dabei gefangen.

Das Cambridge-Dragoner-Regiment, welches bei Nägelstedt, unterhalb Merxlebens, über die Unstrut gegangen war, befand sich um diese Zeit bereits südlich von Langensalza im

Rücken des Feindes und bedrohte dessen Rückzug. Die 4. Schwadron unter Führung des Rittmeisters von Einem stürzte sich auf eine hier noch feuernde Batterie. Trotz Kartätschfeuer und Schnellfeuer einer starken Infanterie-Bedeckung wurde die Batterie erstürmt. Der tapfere von Einem blieb jedoch todt auf der Wahlstatt; außerdem hatte die Schwadron an Gefallenen und Verwundeten einen Verlust von vier Unterofficieren und 24 Dragonern. Zwei Geschütze der Batterie waren die Trophäen dieses kühnen Angriffes.

Vom Jüdenhügel her rückten unterdeß mit wehenden Fahnen die hannoverschen Bataillone an; das 1. Bataillon des Leibregiments nahm von dem Siechenhof Besitz, dessen Besatzung, 1 Officier und 185 Mann, sich gefangen gab.

Inzwischen war die Reservecavallerie, bestehend aus dem Regiment Garde du Corps und dem Garde-Kürassierregiment, auf dem Kampfplatze erschienen, um die Verfolgung des nach Gotha hin abziehenden Feindes zu übernehmen. Etwa sechshundert Schritte südlich des Klinggrabens trafen die Kürassiere auf zwei feindliche Bataillone, welche noch tapfer Stand hielten. Die Garde du Corps attackierte mit drei Schwadronen (erste, zweite und dritte), im Ganzen zweihundert und dreißig Pferde stark, das westlich stehende Carré, doch blieb dasselbe ziemlich intact; zwei Officiere, sechszehn Mann und zweiundvierzig Pferde waren todt und verwundet.

Glücklicher in ihren Angriffen waren die Garde-Kürassiere, die sich mit zwei Schwadronen (erste und vierte) in gestrecktem Galopp auf das östliche Carré stürzten. Trotz des mörderischen Feuers wurde die nördliche Flanke des Carrés von der vierten Schwadron durchritten. In diesem Moment stürmte von der entgegengesetzten Seite die zweite Schwadron der Cambridge-Dragoner zur Hülfe heran. Mit Ungestüm brachen die Dragoner durch eine vom Premierlieutenant von Stoltzenberg in tödtlichem Sturz eröffnete Lücke in die Reihen der Infanterie ein. Das Carré wurde durchbrochen und vollständig auseinandergesprengt. Ein Theil des Carrés, welcher sich weiter rückwärts wieder gesammelt hatte, wurde noch einmal von den Garde-Kürassieren attackiert. Rühmlich that sich der Standartenträger Corporal Bode hervor; er stürzte mit seinem tödtlich getroffenen Pferde in das Carré, doch gelang es ihm unter Austheilung wuchtiger Hiebe, wobei der neben ihm ins Carré gedrungene

Kürassier Knoke ihn unterstützte, sich zu Fuß Bahn zu brechen und dem Regiment die Standarte wieder zuzuführen.

Schwer waren die Verluste, die die Garde-Kürassiere in diesen letzten Kämpfen erlitten, die beiden Schwadronen zählten an Todten und Verwundeten 4 Officiere, 19 Unterofficiere und Kürassiere und 40 Pferde; auch die Dragonerschwadron hatte sehr gelitten.

Inzwischen hatten sich die noch intact gebliebenen Truppentheile des Feindes schleunigst in der Richtung auf Gotha entfernt; um 4½ Uhr fielen die letzten Schüsse der verfolgenden reitenden Artillerie. Ein vollständiger Sieg war errungen; 2 Geschütze waren erobert und über 2000 Gewehre wurden auf dem Schlachtfelde gesammelt; an Gefangenen befanden sich außer 3—400 Verwundeten 10 Officiere und 897 Unterofficiere und Soldaten in unseren Händen.

Während unsere Kameraden in den fünf Stunden von 11 Uhr Vormittags bis 4 Uhr Nachmittags den Sieg erkämpften, war es der Truppenabtheilung, bei welcher ich mich während der Schlacht befand, nicht beschieden, sich in hervorragender Weise am Kampfe betheiligen zu können. Wie man sich erinnern wird, befanden wir uns beim Beginn des Kampfes noch bei der Schanzarbeit. Als die beiden Bataillone unseres Regiments gegen die Unstrut vorrückten, machten auch wir uns kampfbereit; doch blieben wir in einer Reservestellung, während die Bataillone längere Zeit am Fuße der Höhe in geschlossener Colonne hielten. Hier bekamen dieselben Artilleriefeuer; in das erste Bataillon schlug eine Granate, welche mit einem Schlage 7 Mann kampfunfähig machte.

Unsere Bataillone rückten später mit den anderen Bataillonen der Brigade gegen die Unstrut vor, wir dagegen zogen uns mehr rechts gegen Thamsbrück, wo inzwischen eine starke Abtheilung des Feindes erschienen war, welche die rechte Flanke unserer Aufstellung bedrohte. Wir wurden bald lebhaft von Infanterie beschossen und legten uns platt auf die Erde, während unsere Tirailleure einen weiter vorwärts gelegenen Graben besetzten und von dort aus das Feuer des Feindes erwiderten. Auch jenseits der Unstrut blitzten im hohen Korn die Pickelhauben feindlicher Tirailleure, welch letztere uns aus ihren weittragenden Gewehren bleierne Grüße sandten. Es war hier das erste Mal, daß ich jenes eigenthümliche Geräusch vernahm,

welches an unser Ohr dringt, wenn in unliebsamer Nähe eine Kugel vorbeifährt. Wohl ist es ein altes Trostwort des Soldaten, daß einem die Kugel, die man pfeifen hört, nicht mehr schaden könne, aber dennoch wirkt jenes unheimliche Gezisch erregend auf den Neuling ein, ähnlich wie der Flügelschlag des Habichts auf die am Boden sich duckende Hühnerschaar. Vier Jahre später, im mörderischen Artilleriekampf bei Gravelotte, hatte ich übrigens Gelegenheit, noch eine ganz andere derartige Sphärenmusik zu vernehmen.

Besorgten Herzens wandten wir von der Stelle, wo wir uns gelagert hatten, die Blicke nach jener Richtung, wo inzwischen die Schrecken der Schlacht tobten. Aus der dichten Rauchwolke, welche den Kirchberg bei Merxleben bedeckte, dröhnte der Donner der Geschütze, flammten die Verderben entsendenden Blitze, und nicht minder heftig wurde das Feuer unserer Artillerie von den auf dem Jüdenhügel aufgestellten Batterien des Feindes erwidert. In der Niederung an der Unstrut knatterte dazwischen unaufhörlich das Gewehrfeuer der Infanterie und dumpf schallten aus der Ferne Hurrahrufe und Trommelwirbel zu uns herüber. Die Stunden verrannen uns im Fluge und wir bemerkten, wie der Kampf jenseits der Unstrut sich weiterhin zog. Wir sahen Cavallerie, die im Anreiten begriffen war; aus dichten Staubwolken blitzten die Säbel hervor und wie ein Sturmwind fegten die Schwadronen über die Felder dahin.

Auch bei uns erschienen zur Verstärkung zwei Schwadronen des Kronprinz-Dragoner-Regiments, sowie eine reitende Batterie. Letztere protzte auf einer nahen Höhe ab und beschoß die feindliche Infanterie, welche jetzt in den Feldern zwischen Thamsbrück und Langensalza sichtbar wurde und anscheinend im Rückzuge begriffen war. Nach einigen Schüssen protzte die Batterie wieder auf und folgte den Dragonern, welche im scharfen Trabe zur Verfolgung des Feindes vorwärts geeilt waren.

Wir waren dadurch frei geworden und wurden nun auf Merxleben geführt. In der Wiesenniederung in der Nähe des Dorfes erblickte ich die ersten Todten, es waren Leute von dem zu unserer Brigade gehörenden Hildesheimer Jägerbataillon. Friedlich lagen sie in ihren dunkelgrünen Röcken auf dem blutigen Rasen, fern der Heimath zum letzten Schlaf gebettet. Meinem

jugendlichen Herzen zeigte sich hier zum ersten Male der Schrecken der Schlacht, ich war tieferschüttert und pries mich glücklich, nicht das Loos jener stummen Schläfer theilen zu müssen.

Wir marschierten durch Merxleben und dann über die Unstrutbrücke. Dort im Wasser und am Ufer des Flusses, ferner bei der Kallenberg'schen Mühle und links und rechts auf dem Felde lagen zahlreiche Todte, dazwischen zerstreut Gewehre, Pickelhauben, Tornister und todte Pferde. Verwundete waren nirgends mehr sichtbar; man hatte sie bereits aufgehoben und in naheliegenden Gebäuden untergebracht. Über dem Ganzen lag jener eigenthümliche nicht näher zu beschreibende Geruch, der, wie ich dies auch später in Frankreich bemerkt habe, einem Schlachtfelde stets eigen zu sein pflegt.

Nachdem die Aufregung, welche uns Stunden hindurch in Spannung hielt, sich einigermaßen gelegt hatte, machte sich bei uns wieder ein heftiger Durst bemerkbar; seit Beginn der Schlacht war kein Tropfen Wassers über unsere Lippen gekommen. Eine Abtheilung Artillerie versperrte uns vor Langensalza eine Weile den Weg. Ich sah in der Nähe einen Kanonier mit umgehängter Cantine und bat ihn um einen Trunk. Er reichte mir bereitwilligst das Tönnchen her und ich legte es mit Gier an den Mund. Erst nach langem Zuge wurde ich inne, daß ich nicht Wasser, sondern Branntwein getrunken hatte; aber gleichviel — es war doch eine Flüssigkeit gewesen.

Auf einem freien Platz in Langensalza standen viele höhere Officiere, an denen wir vorbeimarschierten; einzelne grüßten uns mit Händewinken und Zuruf. In der Stadt war noch alles in Wirrwarr und Aufregung und stundenlang mußten wir auf der Straße campieren; die Dunkelheit brach herein und noch immer wußten wir nicht, wo wir ein Unterkommen finden sollten. Ich setzte mich auf den Trittstein eines Hauses und schlief ein. Als ich nach einer Weile wieder erwachte, gerieth ich zwischen die Mannschaften einer anderen Compagnie, mit denen ich eine Strecke weiter marschierte, bis ich endlich mit mehreren Anderen Unterkommen in einem Hause fand, welches schon bis obenhin mit Kameraden verschiedener Compagnien vollgepfropft war. In der Nähe der zum oberen Stock führenden Treppe fand ich ein Winkelchen, das mir Raum zum Niederlegen bot. Ohne Verzug begab ich mich zur Ruhe; die harten Fliesen des Hausflurs schienen mir weicher, als ein Daunenbett. Die Kameraden

um mich her schliefen schon zum größten Theil; die Wenigen, die noch wach waren, verharrten in stummem Schweigen oder sprachen im Flüstertone miteinander. Was mir tagsüber fern geblieben war, trat mir in dieser nächtlichen Stunde nahe: die Heimath, das Dorf unter Eichen und Buchen in der fernen, einsamen Heide, meine Lieben daheim und das Mädchen mit dem blonden Haar und den blauen Augen. Mein letzter Gedanke, bevor ich einschlief, war jedoch ein inniger Dank, dargebracht dem Ewigen, dessen Hand mich an diesem blutigen Tage so gnädig beschützt hatte.

28.

Der Tag nach der Schlacht.

Ich fand am frühen Morgen des 28. mich glücklich wieder zur Compagnie. Die Kameraden waren in bester Stimmung, sie erzählten von den Ereignissen des voraufgegangenen Tages, von den komischen Vorfällen, die sich beim Durchwaten der Unstrut zugetragen hatten, und von dem fürchterlichen Kugelregen, womit sie im weiteren Avancieren überschüttet wurden. Glücklicherweise hatte der Gegner vielfach zu hoch geschossen, und sie hatten sich nicht aufhalten lassen, ohne Zaudern waren sie vorgestürmt gegen die feindliche Stellung, immer mit Hurrah darauf los. Am schlimmsten wars gewesen, als sie die Fabrik, die Häuser und Gartenmauern in der Vorstadt, die der Feind als wirksame Deckung benutzte, unter Trommelschlag erstürmten. Dort erhielten sie ein mörderisches Feuer aus nächster Nähe. Viele waren dort gefallen und verwundet; auch der arme Vollmer, den ein Schuß in die Schläfe auf der Stelle tödtete.

Detje trug seine Feldmütze. An der Unstrut hatte ihm ein Granatsplitter das Käppi vom Kopf gerissen. „Junge," so erzählte er mir schmunzelnd, „dat geew Di'n Batz, as wenn de Slachter 'n Ossen mit de Ext vör'n Blessen haut. Ick dach erst, se harrn mi den ganzen Döskopp wegschaten. Junge, ick greep mal gau to! Awer as ick föhl, dat ick den Kopp noch beholen harr, da dach ick, lat den Theerputt*) man tom Deuwel gahn, un keek mi gar nich mehr üm."

Er hatte dann das ganze Gefecht barhäuptig mitgemacht; erst in den Straßen Langensalzas war ihm eingefallen, daß er noch eine Feldmütze im Brodbeutel mit sich führte.

Viele solcher Geschichten wurden erzählt, auch der Todten und Verwundeten wurde gedacht. Die Eindrücke des Schreck-

*) Scherzhafter Ausdruck für Käppi.

lichen, die Jeder auf dem Schlachtfelde angesichts der Gefallenen und der schmerzverzerrten Gesichter der Schwerverwundeten empfangen hatte, mußten jedoch der Freude über den Erfolg des Tages, über den mannhaft erkämpften Sieg weichen. Das war doch endlich einmal ein Vorrücken gewesen, ein kühnes Darauflosstürmen, so wie Alle es längst gewünscht hatten. Und nun, so war Aller Meinung, mußten wir weiter, immer wieder darauf los. Vorwärts auf Gotha sollte man uns führen und ohne Verzug. Wer konnte uns jetzt noch aufhalten?! Also vorwärts und „immer mit Hurrah!" wie es in einem unserer Lieder hieß.

Das war die Stimmung am Morgen des 28. Juni. Im felsenfesten Vertrauen auf die eigene Kraft schlugen Aller Herzen ebenso hoffnungsvoll und kampfesmuthig wie am Morgen des 24. Juni vor Eisenach. Hatte dort der gemeine Mann in dem ihm eigenen natürlichen Vorgefühl das Richtige getroffen, so mochte auch jetzt noch dieses Gefühl ihm den richtigen Weg zeigen, obschon unsere Sache trotz des Sieges um so vieles ungünstiger stand als vier Tage zuvor. Wer konnte es wissen?

Ich wurde auf Wache commandiert. Das Wachlocal befand sich in einem bürgerlichen Hause am Gothathore; wir stellten Doppelposten aus an der nach Gotha führenden Chaussee, sowie an einigen andern Punkten.

In der postenfreien Zeit hatte ich Gelegenheit, mich in der Umgebung des Wachlocals umzusehen. In der Nähe befand sich eine Buchhandlung. In den Parterreräumen dieses Hauses war vorläufig ein Lazareth eingerichtet; es lag dort Korporal P. von unserem Regiment, der durch den Fuß geschossen war. Auch meinen Freund Claus Eggers von der achten Compagnie fand ich dort, er hatte gleichfalls eine Wunde am Fuß erhalten, doch war dieselbe leichter Art, so daß er in 3 bis 4 Wochen geheilt zu sein hoffte. Er war mit dabei gewesen, als Hauptmann B. die achte Compagnie gegen zwei feindliche Bataillone und eine Batterie führte. Hauptmann B. (wegen seines hastigen Wesens und des häufigen Gebrauches des aufmunternden Wörtchens „flink" wurde er von seinen Leuten stets nur „Flink! Flink!" genannt) war beim Angriff auf die Stadt mit seiner Compagnie am weitesten links gewesen. Während die anderen Compagnien auf verschiedenen Wegen in die Stadt eindrangen, war er an der Ostseite der Stadt bis zur Glasfabrik und zum Felsenkeller gelangt. Hier sah er sich plötzlich in der Flanke zweier feindlicher

Bataillone und einer Batterie, die den Jüdenhügel noch besetzt hielten. Ohne langes Besinnen ließ Hauptmann B. die Compagnie links schwenken. „Flink, Leute," rief er dann, der Compagnie voranstürmend — „darauf los! Flink! flink!" Alles folgte in raschem Laufe. Unter donnerndem Hurrah stürmte die Compagnie gegen die feindlichen Bataillone an. Letztere, die in den entschlossenen Angreifern wohl eine größere Truppenzahl vermuthen mochten und die gleichzeitig in der Front von den Compagnien des 1. Bataillons 5. Regiments angegriffen wurden, machten sich mitsammt der Batterie schleunigst von dannen. Somit hatten die Leute von der 8. Compagnie Gelegenheit gefunden, sich an den letzten Ereignissen des Tages noch durch ein besonderes Bravourstück betheiligen zu können, worauf sie denn auch nicht wenig stolz waren.

Die freudige Stimmung, welche die Armee am Morgen nach der siegreichen Schlacht beseelte, sollte bald einer tiefen Niedergeschlagenheit Platz machen. Im Laufe des Tages verbreitete sich das Gerücht, daß man im Begriff stehe, wegen einer Waffenstreckung zu unterhandeln. Dieses Gerücht nahm immer mehr an Bestimmtheit zu. Man erzählte sich, daß der Generallieutenant von Arentsschildt, sowie die sämmtlichen Brigadiers erklärt hätten, ein weiterer Widerstand sei unmöglich, weil die Truppen wegen der gehabten Anstrengung zu erschöpft seien, um marschieren zu können, auch sei ferner die Armee schon deshalb nicht kampffähig mehr, weil die Munition mangele; so daß wir in einem erneuerten Kampfe mit dem nahezu 50 000 Mann starken Feind sicher erliegen würden.

Der gemeine Soldat, der natürlich nur nach dem urtheilt, was er um sich her sieht, ließ diese Gründe nicht gelten; er konnte es sich nicht zusammen reimen, daß ein vollständiger Sieg, wie wir ihn errungen hatten, für den Sieger mit einer Waffenstreckung enden könne. Was die Verpflegung anbetraf, so hatten wir ja in Langensalza Gelegenheit, das, was in den Tagen zuvor versäumt werden mußte, einigermaßen wieder nachzuholen. Wir waren um die Mittagszeit des 28. mit einem reichlichen Essen versehen worden, auch hatten wir uns genügend ausruhen können. Mit der Munition mochte es knapp bestellt sein, aber hatten wir denn nicht das Bajonett? Hatten wir den Erfolg des voraufgegangenen Tages etwa vielem Schießen zu verdanken? . . . So hörte man am Nachmittage des 28. Juni überall sprechen, wo Soldaten im Quartier, auf

der Straße oder in Wirthschaften zusammenkamen. Der gemeine Mann wollte von Ergeben nichts wissen, er wollte vorwärts geführt werden gegen den Feind.

Auf der Straße in der Nähe des Gothathores traf ich meinen Freund H . . ., den ich seit dem Abenteuer in Großenlupnitz nicht wieder gesprochen hatte; in seiner Gesellschaft befanden sich mehrere andere Soldaten der Compagnie, darunter auch Detje und Lüllau. H. führte den weißen Pudel des Hauptmanns am Strick; auch in der Schlacht war ihm die Aufgabe zu Theil geworden, den Lieblingshund seines Herrn hinter der Front der Compagnie einherzuführen. In Thamsbrück hatte H . . . morgens Schinken und Brod requiriert; er trug diese in ein Taschentuch gebundenen Vorräthe in der Linken. „Eine Kugel kam geflogen" und riß ihm das Bündel aus der Hand. Indem er darnach griff, entwischte ihm der Pudel und rannte hinter der Compagnie her. H . . . mußte folgen. Als er die Compagnie erreichte, war der Pudel schon vor der Front bei seinem Herrn. Nun aber gings mit Trommelschlag vorwärts und der Pudel lustig mit. Erst in den Gärten der Vorstadt konnte H . . . den Pudel wieder einfangen.

Am Nachmittage des 28. wurden auch die preußischen Gefangenen freigegeben; es waren 900 Mann, die durch das Gothaerthor die Stadt verließen und auf Gotha marschierten. Wo wir mit ihnen zusammengetroffen waren, hatten wir rasch Freundschaft geschlossen. Es wurde erzählt, am Tage der Schlacht sei ein Infanterist vom 6. Regiment beim Durchschreiten der Unstrut in die Gefahr des Ertrinkens gerathen. Ein preußischer Soldat, der verwundet am Uferrande lag, reichte dem mit dem Tode Ringenden ein Gewehr, wodurch es dem Hannoveraner möglich wurde, das Ufer zu erreichen, dabei glitt jedoch der Preuße aus und stürzte in den Fluß. Nun aber wagte der Hannoveraner sich wieder ins Wasser und rettete den preußischen Kameraden vom Tode. — Wenn der Lärm der Schlacht verhallt ist und die Aufregung des Kampfes friedlichen Empfindungen Platz macht, dann muß wohl Jedem, dem noch ein Fünkchen Menschlichkeit innewohnt, das Herz in Mitleid erbeben beim Anblick der armen Opfer, die in ihrem Blute die Wahlstatt bedecken und Jedem muß es klar werden, welch ein schreckliches Unglück der Krieg ist.

29.

Die Kapitulation.

Am 29., Morgens früh, stand ich in der Allee in der Nähe des Gothaerthores auf Posten. Es mochte etwa 7 Uhr sein, als ein Wagen, auf welchem zwei höhere preußische Officiere saßen, von Gotha kommend sich der Stadt näherte und zum Gothaerthore hineinfuhr. Der eine jener Officiere trug Generalsuniform; es war, wie ich später erfuhr, der Generallieutenant von Manteuffel gewesen. Zwischen ihm und unserm commandierenden General wurden bekanntlich die Tags zuvor bereits mit dem preußischen General von Falckenstein begonnenen Capitulationsverhandlungen endgültig zum Abschluß gebracht. Einer der Hauptpunkte der Capitulation war, daß die hannoverschen Soldaten Waffen, Munition und Pferde abzuliefern hatten und sodann unter dem Versprechen, gegen Preußen nicht zu dienen, in die Heimath entlassen wurden. Das Gefürchtete war dadurch zur Thatsache geworden. Wir, die Sieger in der Schlacht, mußten dem Gegner die Waffen überliefern und mit dem Stock in der Hand schimpflich und wehrlos von dannen ziehen. Es war das Schlimmste, was uns geschehen konnte. Vergeblich würde es sein, wenn ich versuchen wollte, zu schildern, was die Herzen Aller in diesen Stunden bewegte. — In der Nähe des Gothaerthores biwakierte im Felde eine Abtheilung reitender Artillerie. Es fiel dort in den Vormittagsstunden ein Schuß. Ein Kanonier hatte, als der Abschluß der Capitulation in der Batterie bekannt wurde, die noch von der Schlacht her geladene Pistole aus der Holfter gezogen und sich durch den Kopf geschossen. Er wollte den Tag nicht überleben. Aehnliche aufgeregte Scenen kamen überall vor; Cavalleristen

tödteten ihre Pferde und zerbrachen ihre Säbel; Infanteristen zerschlugen ihre Gewehre und verschütteten die Munition, und starke Männer, die alle Entbehrungen und Anstrengungen des Feldzuges ohne Murren ertragen und denen im Kugelregen der Schlacht keine Wimper gezuckt hatte, geberdeten sich wie nervenschwache Weiber, lagen sich in den Armen und weinten wie Kinder. Es gelang dem gütlichen Zureden der Officiere und Unterofficiere sehr bald, die Aufgeregten zu beschwichtigen und sie dahin zu bringen, daß sie das Schwere, was das Schicksal über uns verhängt hatte, mannhaft und ohne Murren ertrugen. In diesen Stunden sollte das Band der Liebe, des Vertrauens und der Achtung, das den hannoverschen Soldaten mit seinem Officier und Unterofficier verknüpfte, die Probe auf seine Festigkeit glänzend bestehen. Wären wir nur gewohnt gewesen, unsern Vorgesetzten aus Zwang und Furcht Gehorsam zu erweisen, so möchte es unter diesen schwierigen Verhältnissen schwerlich gelungen sein, die Mannszucht aufrecht zu erhalten.

Es war nun noch der schwerste Augenblick zu überstehen: die Abgabe der Waffen. Oestlich der nach Gotha führenden Chaussee traten wir auf dem Felde zusammen und stellten die Gewehre in Pyramidenform vor uns hin. Käppi und Patronentasche wurden auf die Bajonette gehangen. Die andern Ausrüstungsgegenstände behielten wir.

Als der Regimentscommandeur, unser braver, von uns Allen hochverehrter Oberst A. Hesse, die Proclamation vorlas, worin unser guter und geliebter König sich von uns verabschiedete, übermannte den eisenfesten Krieger der Schmerz, Thränen rannen ihm über die rauhe Wange und er mußte mitten im Lesen abbrechen. Auch der Adjutant, dem der Oberst das Schriftstück überreichte, vermochte dasselbe nur unter Schluchzen zu Ende zu lesen. Es war unter all den Männern, welche dort in jenem Augenblicke zum letzten Male als hannoversche Krieger bei einander standen, gewiß Keiner, der nicht aufs Tiefste ergriffen gewesen wäre. Einzelne geriethen in die größte Erregung, rangen die Hände und gaben ihrem Schmerzgefühl in lauten Worten Ausdruck, Andere dagegen versuchten mit Aufbietung aller Kraft die aufquellenden Thränen zurückzuhalten, und noch andere starrten mit dumpfem Blick vor sich hin, wie Jemand, der am Rande des Grabes steht, welches das Liebste, was er auf Erden besaß, umschlossen hält. Man muß Derartiges selbst erlebt haben, um es begreifen und mit fühlen zu

können. Zwar dachte damals noch Niemand daran, daß unser theures Hannoverland schon nach wenigen Monaten aufhören würde, ein selbstständiges deutsches Land zu sein, aber es war wohl die Vorahnung des Kommenden, was in jenen Augenblicken so erschütternd auf uns einwirkte, die Ahnung, daß mit dem Tage der Capitulation der Jahrhunderte alte Verband der hannoverschen Armee für immer gelöst worden war, daß wir, die wir am Tage von Langensalza zusammengestanden, uns niemals wieder unter den gelbweißen Fahnen vereinen und daß wir unsern guten König und Landesherrn, für den wir Alle mit freudigem Herzen gelitten und gestritten, niemals wieder in unserer Mitte sehen würden . . .

Gebeugten Hauptes, ohne Sang und Klang, zogen wir von dannen, hie und da noch einen Blick zurückwerfend nach den langen Reihen unserer Gewehre, die eine Weile als herrenloses Gut einsam auf dem Felde stehen blieben, denn erst später, als wir schon eine ziemliche Strecke entfernt waren, nahten sich preußische Infanterie-Abtheilungen jener Stätte, wo unsere Waffen aufgestellt waren. — Auf der von einem Gewitterregen aufgeweichten Straße marschierten wir weiter bis zu einem in der Nähe von Gotha gelegenen Dorfe, wo wir für die Nacht vom 29. auf den 30. Juni Quartier bezogen.

Bevor wir Langensalza verließen, nahm ich von Claus Eggers Abschied. Er war traurig, daß er zurückbleiben mußte und nicht mit uns in die Heimath reisen konnte. Ich mußte ihm versprechen, bei meiner Ankunft in unserem heimathlichen Dorfe sofort Anna H . . . aufsuchen und ihr mittheilen zu wollen, wie es ihm am 27. Juni ergangen sei.

30.

In die Heimath!

Es war bestimmt worden, daß unser Regiment am 30. Juni Nachmittags von Gotha aus mit der Bahn über Magdeburg und Braunschweig in die Heimath befördert werden sollte. Um 4 Uhr trafen wir in Gotha am Bahnhof ein, doch mußten wir drei Stunden warten, bis wir befördert werden konnten.

Auf den Stationen unterwegs drängte sich das Volk in dichten Schaaren an den Zug heran, um uns wie Wunderthiere anzustaunen. Es waren über uns nachtheilige Gerüchte verbreitet worden, wir sollten wie Unmenschen gehaust, Häuser niedergebrannt und in der Schlacht keinen Pardon gegeben, ja sogar die Verwundeten niedergestochen haben. Wir wurden daher vielfach mit Hohn und Spott empfangen oder auch wohl unter wüthenden Geberden und indem man die Fäuste drohend gegen uns erhob, auf das Gemeinste beschimpft. Meistens waren es aber Leute der niedrigsten Volksclasse, welche in dieser Weise ihr Müthchen an uns kühlten. Hier und da betheiligten sich aber auch Leute aus besseren Ständen an diesen Schimpfereien. So erinnere ich mich, auf einer größeren Station einen feingekleideten behäbigen Herrn mit goldener Brille und ansehnlichem Bierbauch gesehen zu haben, der seinen Zorn in gewaltigen weithinschallenden Worten Luft machte. Er nannte uns „Krähwinkler von Anno eens“ und „Mordbuben“, ferner gab er der etwas unchristlichen Meinung Ausdruck, daß wir mitsammt unserem blinden König verdienten todtgeschlagen zu werden, wie die tollen Hunde.

Wir hörten alle derartigen Verunglimpfungen mit Schweigen an. Wollte hier oder da ein heißblütiger Kamerad aufbrausen, so bedurfte es nur eines Wortes seitens eines Unterofficiers oder eines der übrigen Kameraden, um den Aufgeregten zu

beschwichtigen. Wenn wir die Sache recht betrachteten, so konnten wir ja auch nicht erwarten, daß man uns in einem Lande, gegen dessen Söhne wir im Felde gestanden hatten, als Freunde betrachtete. Wir durften es den Bewohnern jener preußischen Ortschaften, welche wir auf unserer Heimreise berührten, nicht zu hoch anrechnen, wenn sie, durch allerlei ungeheuerliche Gerüchte irregeleitet und aufgeregt, in uns eine Bande von Mordgesellen und nicht das sahen, was wir doch waren: Soldaten, die, als sie angegriffen wurden, sich nach bestem Vermögen wehrten und die, ihrem Könige und Vaterlande in Treue ergeben, nur ihre Pflicht und Schuldigkeit thaten und gewiß ein besseres Loos verdient hatten, als ihnen zu Theil geworden war.

Weiterhin im Lande hat man uns allerdings in jenen aufgeregten Tagen eine andere und gerechtere Beurtheilung zu Theil werden lassen. So schreibt ein Berichterstatter der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ aus Gotha über uns Folgendes: „Schmucke Leute, prächtige Soldaten. Sie sind natürlich nicht zufrieden mit ihrer Lage; aber sie zeichnen sich durch ihr freundliches, anständiges Betragen aus. Was ich gehört habe, stimmt nur damit überein, daß sie sehr liebe Leute sind. Das will viel sagen in einer Bevölkerung, die nahezu ausgesogen ist durch sie. Aber selbst der Bauer, dessen Haus zerschossen, dessen Feld und Garten zertreten war, sagte, er habe 23 Mann im Quartier gehabt, könne sie aber nur wegen ihres guten Betragens loben.“

Sämmtliche hannoversche Truppen wurden von Gotha aus am 30. Juni und 1. Juli vermittelst der Eisenbahn in die Heimath befördert, und zwar war dem einen Theile der Armee als Reiseziel Hildesheim, dem anderen Celle angewiesen. An diesen Orten erhielten die Mannschaften ihre Auslöhnung und wurden dann ohne Verzug in die Heimath entlassen. Unser Regiment war nach Celle dirigiert. Dort gab es vom 1. auf den 2. Juli noch einmal Quartier, dann erfolgte die Entlassung, und am 2. Juli Nachmittags traf ich wieder in Lüneburg ein.

Meister Dömitz und dessen Frau waren sehr erfreut, mich wieder zu sehen; auch Meyer V und der mit mir eingestellte Th. fanden sich im Laufe des Tages ein. Wir mußten unsere Erlebnisse erzählen und auch der Meister berichtete von dem, was während unserer Abwesenheit in der Stadt vorgefallen war. Den Quartierwirthen war aufgegeben worden, die Sachen,

welche sich noch von den Soldaten her in den Quartieren befanden, den Behörden auszuliefern. Der Meister hatte aber die besten Sachen für uns zurückbehalten und in einem sicheren Versteck untergebracht. Als er uns dieselben einhändigte, sagte er: „Dat nehmt man erst mal mit to Hus, Ji könnt et tom Andenken upbewahren.“

„O, Meister,“ sagten wir, „wi könnt dat ja man hängen laten, wi kamt ja doch bald wedder.“

„Ji kamt nich wedder, min Jungens,“ entgegnete Meister Dömitz, traurig den Kopf schüttelnd, — „oder wenn Ji wedder kamt, denn hebbt Ji keenen hannöverschen Soldatenrock mehr nödig, denn treckt de Preuß Jö enen an!“

Wir lächelten ungläubig, aber der Meister ließ sich in seiner Schwarzseherei nicht beirren. Leider sollte er, wie die Folge lehrte, Recht behalten.

Als ich mich am Morgen des folgenden Tages mit mehreren andern Kameraden an den Billetschalter drängte, erhielt ich hinterrücks einen Schlag auf die Schulter. Ich drehte mich um und blickte in das vergnügt lächelnde Gesicht eines Burschen Namens Friedrich W., welcher aus meinem Heimathsorte gebürtig war und bei der 7. Compagnie in Dienst gestanden hatte. Wir hatten uns während des ganzen Feldzuges nicht gesehen, nun führte uns der Weg in die Heimath zusammen. Im Wartesaal traf ich auch Detje und Lüllau; sie verließen in Winsen den Zug, um von dort westwärts in die Heide zu wandern. Als ich mich von ihnen verabschiedete, ahnte ich nicht, daß es ein Abschied für immer sein würde.

Friedrich W. und ich benutzten den Zug bis Harburg; von dort begaben wir uns ohne Verzug auf den Marsch nach unserem Heimathsorte. Meine Füße waren noch sehr wund und schmerzten heftig, aber die Aussicht, bald daheim zu sein, ließ mich solche Beschwerden gering achten. Daß mir nebenbei nur zu oft in meinen Gedanken eine schlanke, blondhaarige Mädchengestalt vorschwebte, liebe blaue Augen wie Glück verheißende Sterne mir strahlten, — wie hätte ich es läugnen wollen!

Heimath! Heimath! Wie Gesang
Tönt der Worte Zauberklang
Sehnsuchtweckend mir ins Herz....

Einen kurzen Aufenthalt hatten wir am Ausgange der Stadt. Es lag dort an der Straße ein Wegeinnehmerhäuschen.

Als W. und ich dort vorbei wanderten, kamen zwei junge Mädchen, anscheinend Schwestern, vor die Thüre. Sie erkundigten sich mit ängstlichen Gesichtern nach einem Sergeanten H. von unserem Regiment. Wir konnten ihnen die tröstliche Mittheilung machen, daß der Betreffende unversehrt davongekommen sei.

Es herrschte trübes Wetter an jenem Julitage, ein rauher Westwind wehte uns ins Gesicht und von Zeit zu Zeit ergossen sich heftige Regenschauer. Ziemlich einsilbig und verdrossen schritten wir auf der Landstraße fürbaß . . .

Und als sie kamen ins deutsche Quartier,
Da ließen die Köpfe sie hangen — — —

Dorf auf Dorf durchwanderten wir, der Landstraße folgend; selten nur begegnete uns Jemand und noch seltener sahen wir Leute draußen; das schlechte Wetter hielt Alle im Hause. Als ich wenige Monate zuvor dieselbe Straße zog, wie wonnig lachte die Frühlingssonne, wie jubelten die Lerchen und dufteten die Birken und wie hoffnungsfreudig schlug mein Herz der ungewissen Zukunft entgegen; aber jetzt am Tage der Heimkehr: „Kein Vogelgesang und kein Sonnenschein!“ Nur der kalte Regen, der uns die Wangen peitschte und der Sturm, der die Föhren und Birken am Wege sausend durchfuhr, begrüßten uns. Wahrlich, das Wetter konnte nicht besser zu unserer Stimmung passen: Trauer und Niedergeschlagenheit im Herzen und Trauer da draußen in der Natur!

Regentage sind unfreiwillige Feiertage des Landmannes. Die Hausfrau sucht dann aus allen Ecken schadhafte Kleidungsstücke hervor, mit deren Ausbesserung sie sich beschäftigt, während der Mann an irgend einem Gegenstande herumschnitzt oder eine sonstige häusliche Arbeit vornimmt, bei welcher er warm und trocken sitzen kann. — Für uns Beide war der Tag kein Feiertag, ohne Rast wanderten wir weiter, kaum daß wir uns nach den Wirthshausschildern an der Straße umsahen, geschweige denn, daß wir daran dachten, Einkehr zu halten. Der Gedanke an die Heimath trieb uns vorwärts, er hielt unser ganzes Sinnen und Denken umfangen; wenn wir hier und da ein paar Worte wechselten, so handelte es sich immer wieder darum, welchen Empfang wir daheim finden würden: „Wat se woll seggen ward, wenn se us wedder seht?“ Auch das freundlich einladende Häuschen an der Straße, wo Herr Wübbe, der

Freund meines Vaters, mit seinem selbsterzeugten Bitterliqueur wohnte, konnte mich nicht zur Einkehr und Rast verlocken. Es war aber weniger die Furcht vor der neunfach verbündeten, auf Flaschen gezogenen Bitterkeit, als ein gewisses Gefühl der Beschämung und Bedrücktheit, was mich weiter trieb.

Mit Sonnenuntergang erreichten wir W..., wo der „freigeistige" Gastwirth wohnte, dessen ich im Eingange meiner Erinnerungen erwähnte. Wir beschlossen, hier eine Weile zu rasten und uns durch ein Butterbrod und ein Glas Grog zu stärken. Wenige Stunden trennten uns jetzt nur noch von dem Dorfe der Heimath und letzteres konnte uns jetzt nicht mehr entlaufen. — Der Wirth war erfreut, hannoversche Soldaten und gleichzeitig die ersten Augenzeugen der kriegerischen Ereignisse unter seinem Dache weilen zu sehen, er ließ uns das Verlangte eiligst vorsetzen und dann mußten wir ausführlich berichten von Allem, was wir gesehen und gehört hatten. Während wir erzählten, stand er vor dem breiten Ofen mit auf dem Rücken gekreuzten Händen und ließ seine Pfeife ganz in derselben Weise hin und her baumeln, wie damals, als mein Vater und ich an jenem schönen Apriltage bei ihm Einkehr gehalten hatten.

Als unser Bericht beendet war, spendete der Wirth dem Verhalten der hannoverschen Soldaten in dem soeben beendeten Feldzuge in längerer, wohlgesetzter Rede — wobei er nicht unterließ, auf frühere ruhmreiche Waffenthaten Bezug zu nehmen — das wämrste Lob. „Kinners drinkt un etet so veel as Ji mögt," rief er, sich unterbrechend, „Ji schöllt hüde nicks betahlen!" Am Schlusse seiner Auslassungen aber kam, allerdings versteckt unter glatten und höflichen Worten, der Pferdefuß zum Vorschein. Er tadelte den König und dessen unrichtige Politik, pries dagegen die Gerechtigkeit und Ehrlichkeit Preußens, sowie die Vortrefflichkeit der preußischen Staatseinrichtungen. Schmerzlich zwar vom hannoverschen Standpunkt — so meinte er —, aber andererseits nothwendig und segensreich sei es, daß Hannover jetzt in preußischen Besitz gelange. Wir wußten dem redegewandten Politiker nichts zu erwidern, aber dennoch konnten seine Worte uns durchaus nicht überzeugen, daß unser Hannoverland jetzt ohne Weiteres preußisch werden müsse. Der Appetit war uns übrigens bei dieser Bewillkommnungsrede gründlich vergangen, stillschweigend packten wir unsere Tornister auf und wanderten weiter.

In später Abendstunde erreichten wir das Ziel unserer Reise. Sturm und Regen hatten inzwischen ausgetobt, die Luft war klarer geworden und am Himmelsgewölbe prangten im friedlichen Glanze Gottes urewige Sterne. Am Eingange des Dorfes nahm ich von meinem Kriegs- und Reisegefährten Abschied; er wandte sich einem Feldwege zu, der ihn zu der abgelegenen Wohnung seiner Eltern führte, ich dagegen schritt auf der breiten Dorfstraße weiter. Auf den Gehöften und Kathstellen am Wege herrschte meistens tiefste nächtliche Stille; die Bewohner hatten sich bereits zur Ruhe begehen, nur hier und da schimmerte noch aus Bäumen und Gebüsch ein Licht hervor. Auf dem Rasenplatz unter der Linde inmitten des Dorfes waren aber noch, wie das im Sommer allabendlich zu geschehen pflegte, die jungen Burschen und Mädchen zu fröhlichem Geplauder versammelt. Als ich mich dem Platze näherte und den Anwesenden mein weißes Lederzeug im abendlichen Dunkel sichtbar wurde, verstummte plötzlich Gesang und Lachen und mit dem Rufe: „Da kummt en Soldat!“ eilte alles auf mich zu. Im Nu war ich von meinen Jugendgefährten umringt. Zehn, zwanzig Hände streckten sich mir entgegen, jeder wollte mich zuerst begrüßen; da auch die Mädchen sich tapfer herzu drängten, so gerieth ich eine Weile in ein gewaltiges Gedränge. Fragen über Fragen wurden an mich gestellt; ein Jeder wollte wissen, wie es mir ergangen sei, was ich im fremden Lande, auf dem Marsche und in der Schlacht erlebt habe.

Eine schlanke Mädchengestalt hielt sich etwas abseits von den Andern, aber ich hatte sie trotz der Dunkelheit sogleich erkannt; ein freudiges Gefühl durchströmte mein Herz, als ich mich jetzt durch den Schwarm der mich Umringenden hindurchdrängte und der Alleinstehenden die Hand reichte.

„Anna, wi geiht Di dat noch?“ frug ich leise, ihre Hand, die zwar von ländlicher Arbeit rauh und hart, aber dennoch schmal und zierlich war, mit der meinen fest umschließend.

„Mi geiht et noch all good“, entgegnete sie hastig — „awer wat makt Klas Eggers noch? Is he gesund blewen? — Warum is he noch nich mitkamen?. . .“ Als ich nicht sofort antwortete, gerieth ihre Hand, die ich noch immer umfaßt hielt, in ein leises Zittern. Ich hatte einen ganz anderen Empfang erwartet und wurde daher im ersten Augenblick arg verstimmt, aber es gelang mir bald, meinen Unmuth hinunter zu würgen und auch

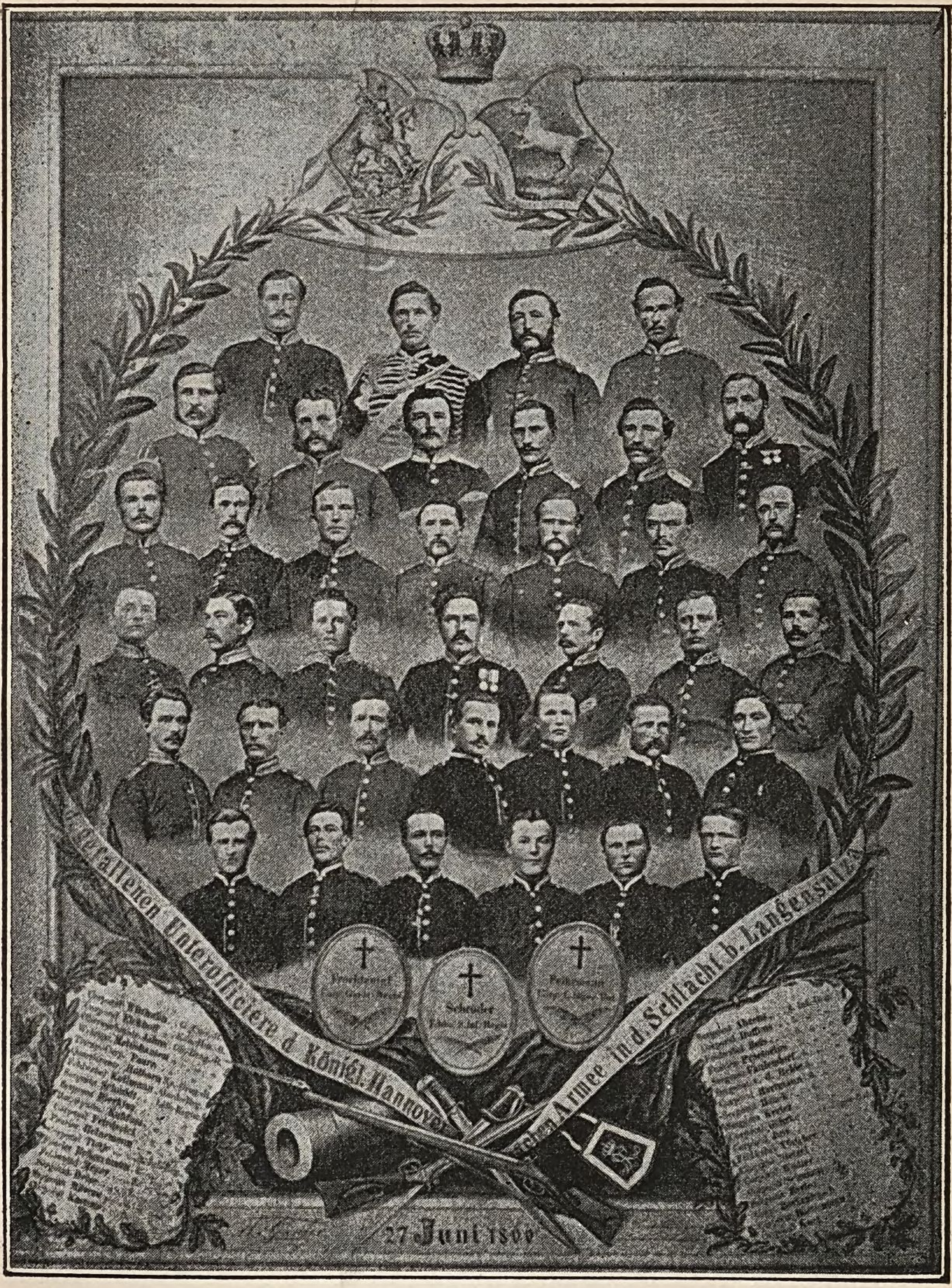
diese letzte Enttäuschung glücklich zu überwinden. Ich gab also die gewünschte Auskunft über den in Langensalza zurückgebliebenen Freund, bestellte die mir aufgetragenen Grüße und meldete die baldige Heimkehr desselben. Und nun hatte ich mich der allerdings ziemlich werthlosen Aufmerksamkeit zu erfreuen, daß Anna auch meiner unbedeutenden Persönlichkeit und dem, was ich ertragen und erlitten, in freundlichen Worten ihre Theilnahme erwies. —

Groß war die Freude meiner Eltern, als ich sie „wie ein Dieb in der Nacht" überraschte und aus dem Schlafe pochte und sie mich nun unversehrt wieder in ihrer Mitte sahen. — Der Soldat im Felde, im bunten Gewoge kriegerischen Lebens und im Donner der Schlacht, fühlt nicht die Angst und die Sorgen, welche ein liebendes Vater- oder Mutterherz erfüllen, wenn es daheim im stillen Kämmerlein in bangen Tagen und Nächten des fernen Sohnes und seines ungewissen Schicksals gedenkt. Wohlgeborgen unter dem friedlichen Dache des Elternhauses, hatte ich jetzt Muße, mich von den Strapazen des Feldzuges zu erholen. Und diese Erholung that mir sehr noth, denn in bedenklicher Weise machten sich jetzt die Nachwirkungen der übermenschlichen Anstrengungen bemerkbar, denen mein jugendlicher noch in der Entwickelung begriffener Organismus sich so frühzeitig hatte unterziehen müssen. Durch Zeit und Ruhe wurde aber auch diese Anfechtung so ziemlich überwunden und wenn auch einerseits mit Wehmuth, so doch andererseits auch wieder mit Stolz und Freude sehe ich auf die zwar kurze, aber glückliche Zeit zurück, als ich meinem König und meinem Vaterlande nach Kräften und Vermögen als hannoverscher Infanterist dienen durfte — „treu und redlich und im Felde brav", wie es in dem vom Regiment mir ertheilten schriftlichen Abschiede heißt.



Die in der Schlacht bei Langensalza gefallenen hann. Officiere.

Maj. Braun. O.-L. v. Lösecke. Rittm. v. Einem. Rittm. v. Schnehen. Rittm. Wolters.
Hptm. v. Borstel. Hptm. Kuntze. Hptm. Schröder. Hptm. Heinichen. Hptm. Laves. Hptm. Lüderitz.
P.-L. v. Stoltzenberg. P.-L. v. Reden. S.-L. Chappuzeau. P.-L. v. Linsingen. S.-L. v. Marschalck. S.-L. v. Mengershausen.
S.-L. Friedrichs. P.-L. Tilemann. Hptm. Hoyer. P.-L. v. Landesberg. P.-L. v. Issendorff. Hptm. v. Diebitsch. Hptm. v. Quintus-Icilius.
P.-L. Gau. S.-L. Leue. S.-L. v. Harling. S.-L. Kriegk. S.-L. v. Hedemann. S.-L. Schwarz.
S.-L. Freiherr Knigge. S.-L. Günther. S.-L. Stöhr.



Die in der Schlacht bei Langensalza gefallenen hann. Unterofficiere.

Corp. Witthuhn. Corp. Eickhoff. Oberwachtm. Jahns. Wachtm. Meinshausen.
Tromp. Corp. Paarz. Quartiermstr. Holborn. Feldw. Kollmann. Serg. Schmidt. Serg. Dierking. Bat.-Spielm. Kuhfuss.
Corp. Friederici. Fourier Heinemann. Corp. Tietje. Fourier Brüggemann. Feldw. Meyer. Serg. Heise. Serg. Mävers.
Corp. Kastens. Serg. Ahrens. Corp. Duffens. Feldw. Beis. Fourier Praetorius. Serg. Faulendorf. Serg. v. d. Heyde.
Corp. Hartmann. Serg. Haack. Serg. Kreter. Corp. Gehrke. Corp. Just. Feldw. Töttcher. Corp. Nietzel.
Corp. Wedler. Corp. Schumm. Serg. Herbst. Corp. Berkenbusch. Corp. Bornemann. Corp. Kues.
† Corp. Fröchtenigt. † Feldw. Schröder. † Corp. Peinemann.

Namentliche Liste

der

in der Schlacht bei Langensalza am 27. Juni 1866 **gefallenen** und an Wunden gestorbenen **Officiere und Mannschaften** der Königlich hannoverschen Armee.

Garde du Corps.

Seconde-Lieutenant W. von Marschalck

Garde du Corps:

Friedr. Bonensack	Franz Wolpers
Heinr. Ebensen	Heinrich Keese.
Julius Warnecke	

Garde-Kürassier-Regiment.

Rittmeister Hermann Wolters
Seconde-Lieutenant Ernst Freiherr v. Knigge
Corporal Carl Hartmann
" Aug. Witthun

Garde-Kürassiere:

Heinrich Bergmann	Andreas Luer
Friedrich Berner	Carl Faust
August Mesecke	Heinr. Hennemann.
Heinrich Mennecke	

Garde-Husaren-Regiment.

Major Gustav Braun

Garde-Husaren:

Heinr. Bolland	Ludolph Zieseniß.
Peter Ahrens	

Königin-Husaren-Regiment.

Corporal Heinrich Eickhoff

Husaren:

Wilhelm Thiele	Gottfr. Sieling
Hans Scheller	Johann Porth II.
Heinr. Bergmann	

Herzog von Cambridge-Dragoner-Regiment.

Rittmeister und Schwadrons-Chef Bodo von Schnehen
" " " William v. Einem
" Premier-Lieutenant Ulrich v. Stolzenberg
Oberwachtmeister Hermann Jahns
Wachtmeister Friedr. Meinshausen
Trompeter-Corporal Heinr. Paarz

Dragoner:

Friedr. Erbe
Aug. Zerenner
Ludw. Behrens I
Heinr. Buchholz
Ludolph Pickener
Heinr. Bode
Ferdinand Jacobi
Heinr. Brandes
August Nettelmann
Heinr. Franke
Carl Meyer II
Wilhelm Wedekind
Friedrich Voges
Carl Bürich.

Kronprinz-Dragoner-Regiment.

Quartiermeister Georg Holborn

Dragoner:

Carl Pöhler.

Garde-Regiment.

Premier-Lieutenant Robert v. Issendorf
" " Alfred v. Landesberg
" " Hermann v. Reden
Seconde-Lieutenant Ernst v. Hedemann
Feldwebel Heinr. Kollmann
Corporal Gustav Früchtenicht

Grenadiere:

Heinrich Behre
Heinr. Herbold
Horo Kromminga
Wilh. Meyer
Ernst Peine
Ernst Röttger
Heinr. Brockmann
Franz Fritzil
Christoph Oetjen
Adolf Reitemeyer
Georg Cohrs
Ehler Meyer
Joachim Viene
Heinrich Gerdes
Heinr. Rohrsen
Georg Rimpau
Conrad Zumvorde
Andreas Knüppel
Friedr. Sandleben
Carl Voges
Heinr. Pape
Carl Wolf
Ferdinand Bartels
Friedr. Bergen
Christ. Brinkmann
Harm Hayungs
Carl Stappenbeck
Hermannn Pöttcker
Bernhard Pottebaum
Heinrich Bohnemann
Eilert Decken
Franz Eilers
Wilhelm Hillmer
Franz Senger
Friedr. Voigt
Heinr. Schmidt

Ernst Firjahn	Carl Hennigs
August Funke	Ernst Kunrich
Chr. Schlumbohm	Georg Ahrbeck
Carl Schwarze	Georg Günther
Wilhelm Brammer	Franz Grasfeder
Johann Behrens	Friedr. Wiese
Friedr. Hümme	Heinr. Prahn
Christian Wolters	Carl Wächter.

Erstes oder Leibregiment.

Hauptmann Heinr. Theodor Maxim. Hoyer
Seconde-Lieutenant Wilh. Friedr. Schwarz
Bataillons-Tambour Georg Conr. Friedr. Kuhfuß
Fourier Aug. Heinemann
Sergeant Heinr. Friedr. Conr. Carl Schmidt
" Wilhelm Dierking
Corporal Carl Johann Georg Friederici
Spielmann Friedr. Wilh. Christian Seegers
" August Glißmann

Infanteristen:

Heinr. Friedr. Begemann	Gerhard Müller II
Heinr. Hans Elbers	Carsten v. Holt
Claus Dietr. Hansen	Heinr. Stöckmann
Joh. Heinr. Aug. Conr. Kunlack	Johann Holzapfel
Heinr. Christoph Rathmann	Bernhard Schütte
Clemens Ungrund	Herm. Heilshorn.

2. Infanterie-Regiment.

Seconde-Lieutenant Ludwig Günther
Feldwebel Johann Meyer
" Heinr. Schröder
Fourier Heinr. Brüggemann
Sergeant Leonhard Heise
" Heinr. Mävers
Corporal Heinr. Tietjé
" Albert Castens
Spielmann Heinr. Steneberg

Infanteristen:

Carsten Meyer VIII	Heinr. Lindmüller II
Heinrich v. Wieding	Johann Plagge
Heinr. Thiele I	Heinr. Bostelmann
Heinr. Gackenholz	Heinr. Glißmann
Ludwig Heims	Carl Haverbeck
Carsten Tietje	August Heuer IV
Johann Düfel I	Heinr. Stahl
Joachim Schröder II	Heinr. Widdel
Johann Reinecke I	Johann Mohwinkel I
Jürgen Hasselmann II	Johann Gaës
Ernst Gauß	Joachim Meyer IV
Georg Bertram III	Dietr. Jürgens III

Johann Drube
Heinr. Voß I
Heinr. Bargfrede
Dietrich Buchholz
Heinr. Rust
Johann Uhlhorn
Heinrich Thorens
Friedrich Baden
Heinr. Wesemann
Johann Meyer XII
Peter Weseloh
Johann Meyer II
Johann Diekmann II
Friedr. Schröder V

Freiwilliger August Kutscher.

3. Infanterie-Regiment.

Hauptmann Hermann Heinichen
Seconde-Lieutenant Georg Leue
Sergeant Wilhelm Ahrens
Corporal Wilhelm Duffens

Infanteristen:

Carl Kennecke
Conrad Waßmann
Carl Stade
Friedr. Deppe
Ludwig Nave
August Brandt II
Gerd Herbst
Conrad Krohne
Gerd Bredenkamp
Conrad Tegeler
August Brockelmann
Bullried recte Aug. Hagemann
Jacob Bayer
Ernst Schmöhe
Heinr. Bendert
Heinr. Brunke
Georg Burg
Heinr. Willführ
Wilhelm Blume
Heinr. Ewald
Heinr. Grimsehl
Conrad Reupke
Heinr. Willers
Christian Volker
Ernst Behmann
Friedr. Hartmann
Heinr. Hillebrand
Heinr. Ehlers (Renz)
Heinr. Föste II
Heinr. Kirchmann
Heinr. Bähre
August Stucke
Conrad Warnecke III
Theodor Mosce
Friedr. Queensen
Ferd. Warnecke II
Heinr. Weber II
Ernst Wöckener II.

4. Infanterie-Regiment.

Hauptmann und Compagnie-Chef Augustin v. Borstel
Premier-Lieutenant und Brigade-Adjutant Alfred v. Diebitsch
Premier-Lieutenant Robert Gau
Seconde-Lieutenant Bernhard Chappuzeau

Infanteristen:

Erich Schlichting
Joh. Beckmann III
Joh. Inselmann
Albert Rohlfs
Peter Reyelts
Hinrich Carsten
Hinrich Koch I
Johann Schulz gen. Kuball
Johann Hoyer I
Dietrich Feldmann
Georg Wilde
Hinrich Tidemann III recte Behr
Peter Mangels II
Hinr. Wiebrock II

Joh. Heinr. Diercks.

5. Infanterie-Regiment.

Hauptmann und Compagnie-Chef Severin Schröder
Feldwebel Heinr. Beis
Fourier Herm. Praetorius
Sergeant Aug. Faulendorf
" Aug. von der Heide
Spielmann Christoph Heine

Infanteristen:

Joh. Aevermann
Jürgen Meyer IX
Jürgen Diersen II
Johann Kammann
Johann Schulz VI
Peter Flügge
Heinrich Behrens IV
Christoph Röhrs IV
Heinrich Behrens VI
Johann Oltermann
Hennig Otten
Christoph Vollmer
Heinr. Wischhoff
Johann Lanker
Johann Luhmann I.

6. Infanterie-Regiment.

Hauptmann Adolf Lüderitz
Seconde-Lieutenant Edmund Friedrichs
Sergeant Wilhelm Haack
Corporal Wilhelm Hartmann

Infanteristen:

Hajo Blum
Eduard Schmidt IV
Bernh. Göcken
Heinr. Hanselmann
Berend Gravenberg
Lorenz Schoon II
Dirk Tietken
Friedr. Rave
Jacob Driels
Kramer II
Frerich Lampen.

7. Infanterie-Regiment.

Oberstlieutenant Sidney Hans v. Lösecke
Hauptmann und Compagnie-Chef Ernst Friedr. Otto Kunze
Sergeant Aug. Fr. Wilh. Krete
Corporal Heinr. Friedr. Aug. Beiße
Spielmann Joh. Heinr. Wilhelm Behrens

Infanteristen:

Joh. Bernh. Joseph Beckermann
Hinr. Gerd ten Hagen
Joh. Bernhard Höcker
Joh. Heinr. Gartmann
Fr. Heinr. Weppener
Harm Völling
Joh. Friedr. Fobbe
Ernst Christ. Christoph Siever
Jac. Cornel. Dopors Biermann
Joh. Conr. Stönner
Hindericus Busemann II
Harm Voogd II.

Garde-Jäger-Bataillon.

Feldwebel Ernst Töttcher
Corporal Friedr. Gehrke
" Ferdinand Just

Jäger:

August Kothe
Martin Koch
Wilhelm Sturm
Heinr. Niemeyer I
Carl Grottendiek
Aug. Müller III
Johann Meyer X
Heinr. Wittig
Friedr. Bergmann
Gerhard Jansen III
Heinrich Freudenthal.

1. Jäger-Bataillon.

Premier-Lieutenant Ernst v. Linsingen
Corporal Carl Aug. Nietzel
" Carl Aug. Wilh. Louis Peinemann
" Aug. Schumm
" Carl Aug. Wilh. Wedler

Jäger:

Heinr. Carol. Friedr. Cornelius
Wilh. Aug. Friedr. Thiele
Hr. Wilh. Ludw. Ahrens I
Friedr. Koch III
Joh. Wilh. Mull I
Dan. Hr. Christ. Ludw. Preuße
Hr. Christ. Andr. Sonntag
Wilh. Andr. Ulrich
Aug. Alb. Eduard Willinge
Fr. Ludw. Zehntner
Hr. Friedr. Andr. Zieß
Joh. Fr. Christ. Baar
Aug. Cronjäger
Joh. Andr. Carl Kirch
Carl Aug. Selle
Heinr. Chr. Fr. Aug. Schmidt II
Carl Ferd. Ludw. Uesler
Carl Wilh. Ludw. Biegener
Hr. Andr. Wode auch Armbrecht
Hr. Chrst. Sukopp II auch Germer
Aug. Adolf Jenisch
Hr. Friedr. Aug. Bothe
Aug. Wilh. Schwiegershausen
Franz Goslar
Joh. Ferd. Julius Kurz
Hr. Carl. Aug. Wicke I
Heinr. Aug. Wilh. Dan. Lohrengel
Carl Frdr. Gerlach
Carl Heinr. Christ. Hartmann II
Heinr. Wilh. Aug. Gephart.

2. Jäger-Bataillon.

Premier-Lieutenant Aug. Tielemann
Seconde-Lieutenant Aug. v. Harling
Sergeant Georg Herbst

Jäger:

Heinr. Beißner I
Aug. Fönnies
Friedr. Frost
Heinr. Schrell
Friedr. Ahlbrecht
Friedr. Grobe
Aug. Munzel
Heinr. Wittkop
Wilhelm Brand II
Heinrich Kich
Friedr. Sagebiel
Carl Viersattel

Heinr. Ahrens II

3. Jäger-Bataillon.

Seconde-Lieutenant Conr. Arnold v. Mengershausen.
" " Wilh. Jul. Oscar Kriegk
Corporal Ludwig Bornemann
" Aug. Hr. Ludw. Berkenbusch
" Fr. Chr. Wilhelm Kues
Freiwilliger Eduard Rumann

Jäger:

Heinr. Könecke
Wilh. Wedekind I
Christoph Rumke
Carl Schrader IV
Carl Hentze II
Carl Fr. Wilhelm Wiese
Andr. Aug. Christ. Leifheit II
Georg Heinr. Fr. Heinemann II
Herm. Frd. Adolf Behrens II
Joh. Carl Bode III
Heinr. Aug. Drüke
Johannes Müller I
Hermann Herzfeld
Frd. Aug. Clausmann
Joh. Heinr. Wilh. **Mennecke**
Carl Andr. Frd. Alb. **Preißing**
Carl Heins
Ludw. Schäffer II
Frdr. Wilh. Berge
Heinr. Becker I

Artillerie-Brigade.

Hauptmann und Compagnie-Chef Carl Laves
Hauptmann Friedr. v. Quintus
Seconde-Lieutenant Carl Stöhr
Bombardier Lockstedt
Tromp. und Bombardier Johann Korf

Kanoniere 1. Classe:

Heinrich Ridder
Adolf Marahrens
Heinr. Rehkopf
Georg Bähn
Adolph Leopold
Heinr. Reime

Kanoniere 2. Classe:

Heinr. Erbeck
Heinr. Kirk gen. Hauenschild
Cord Warnecke
Friedr. Tatje.

Verwundet wurden im Ganzen 71 Officiere und 988 Mann.

Die Todten von Langensalza an ihre gefallenen Brüder von 1870.

Geschrieben im Mai 1884 gelegentlich der Einweihung des Kriegerdenkmals in Hannover.

Wir reichen euch die Hände,
Ihr Brüder, kühn und brav,
Die euch auf Frankreichs Feldern
Des Todes Sichel traf.

Fern sei es, daß wir fehlen
An eurem Ehrentag,
Beim Donner der Geschütze
Und bei der Trommel Schlag.

An Stirn und Brust die Wunde,
Der Ehre blut'ges Mal,
So kommen wir gezogen,
Vierhundert an der Zahl.

So schweben, ernste Mahner,
Im Arme das Gewehr,
Wir ungesehn, doch taktfest,
In Reih und Glied einher.

Wir grüßen eure Namen,
Die am granitnen Mal
In goldnen Lettern prangen,
Elfhundert an der Zahl.

Wir grüßen Berg und Heide,
Den grünen Marschenstrand,
Wir, deine Todten, grüßen
Dich, theures Vaterland!

O Land, stets unserm Herzen
Das liebste Land der Welt —
Auch wir sind einst gezogen
Getreu für Dich in's Feld!

Was wir der Fahne schwuren,
Wir hielten's unverwandt —
Auch wir sind einst gefallen
Siegreich im fremden Land!

Dort, wo in grünen Wiesen
Die Unstrut tückisch droht,
Dort färbte unser Herzblut
Des Grases Blumen roth.

Und wo beim Siechenhofe
Wir sprengten das Carré,
Da ist so manche Lippe
Erblaßt im Todesweh.

Uns sandten *deutsche* Hände
Das tödtliche Geschoß,
Blut war es *deutscher* Brüder,
Das unser Schwert vergoß!

Zu kämpfen und zu siegen
Uns schien es doppelt schwer,
Und doch — bei eurem Feste
Denkt unsrer Niemand mehr.

Uns ward in der Geschichte
Kein Blatt, kein Ehrensaal;
Verschollen sind unsre Namen,
Vierhundert an der Zahl!

O sagt, ist unsre Treue
Denn mindrer Ehre werth,
Als derer Treu, die jemals
Gefällt des Franzmanns Schwert!?

Sind wir aus Wald und Heide
Und aus der Marschen Tief
Nicht freud'gen Muth's gekommen,
Als unser König rief?

War's für uns minder ruhmvoll
Den letzten Gang zu thun,
Weil wir in deutscher Erde
Und nicht in Frankreich ruh'n?!

* * *

Es ruft das Grab; wir betten
Uns wieder in den Sand.
Ade, ihr Kameraden!
Ade, Hannoverland! —

Und ward in der Geschichte
Uns auch kein Blatt bescheert —
Viel tausend treue Herzen
Uns halten lieb und werth!

Und ob sich gleich kein Denkmal
Zu unserm Ruhm erhebt —
In vielen tausend Herzen
Doch unser Name lebt!

Anmerkungen.

1.

(Seite 26.) Die hier geschilderte altdeutsche Schenkstube ist leider inzwischen ihres Schmuckes beraubt worden; der Besitzer hat die Täfelungen und Holzschnitzereien an einen Antiquitätenhändler verkauft.

2.

(Seite 50.) Eine Lüneburger Sage erzählt: Ein Schwein sei in grauer Vorzeit Entdecker der Salzquelle gewesen. Dasselbe wälzte sich eines Tages in einer Pfütze; als seine Borsten an der Sonne getrocknet waren, zeigten sie sich mit Salz überkrustet. In der Bauamtsstube im Lüneburger Rathhause wird in einem Glaskasten ein Schweineknochen aufbewahrt mit der Inschrift: Hic tibi cernere licet reliquias porci, qui primus aquarum, quae Luneburgi salsae scatent, repertor deci meruit.

3.

(Seite 100.) Eine Abtheilung der 2. Schwadron des hannoverschen Gardehusarenregiments stieß am 21. Juni in der Nähe von Witzenhausen a. d. Werra auf eine 30 Mann starke Patrouille vom 9. preußischen Husarenregiment, welche von dem Lieutenant van Houten geführt wurde. Die preußischen Husaren versuchten anfangs sich dem Kampfe zu entziehen, als dies aber wegen der Schnelligkeit der hannoverschen Pferde nicht möglich war, machten sie entschlossen Kehrt und attackierten. Sie wurden jedoch im ersten Anritt von den hannoverschen Husaren auseinandergesprengt. Dies war der erste blutige Zusammenstoß im Feldzuge. Rittmeister von der Wense ritt zwei preußische

Husaren nieder, erhielt dabei jedoch eine Wunde im Gesicht. Der hannoversche Husar Holtje (Rekrut) hieb einem preußischen Gefreiten, welcher im Begriff war, den Karabiner auf ihn abzufeuern, den Kopf vom Rumpfe. Lieutenant van Houten erhielt einen Hieb in den Arm, er entkam jedoch unter Zurücklassung seines Säbels. 6 Mann wurden gefangen und 7 Pferde erbeutet.

4.

(Seite 128.) Der entscheidende Angriff wurde ausgeführt von den Bataillonen der Infanterieregimenter Nr. 2, 3, 4 und 5, den beiden Grenadierbataillonen und dem 1., 2. und 3. Jägerbataillon, also insgesammt von 11 Bataillonen. Von diesen Bataillonen wurden aber mehrere durch tiefe unpassierbare Stellen der Unstrut im Vormarsch aufgehalten, von andern wieder konnten nur einzelne Compagnien den Uebergang über den Fluß bewerkstelligen, so daß die ganze Sturmcolonne nicht stärker als 4000 Mann sein mochte.

5.

(Seite 129.) Auf preußischer Seite kämpften an Infanterie:

3	Bataillone des	Schlesischen Grenadier-Regiments No. 11.
2	„ „	Thüringischen Landwehr-Regiments No. 32.
2	„ „	Rheinischen Infanterie-Regiments No. 25.
2	„ „	Coburg-Gothaischen Infanterie-Regiments.
1	„ „	Thüringischen Infanterie-Regiments No. 71.
1	„ „	Magdeburgischen Landwehr-Regiments No. 27.
2	„ „	Brandenburgischen Landwehr-Regiments No. 20.

6.

(Seite 131.) Schwere Verluste erlitten die auf dem Kirchberge aufgefahrenen Batterien. Durch eine der ersten einschlagenden feindlichen Granaten wurde der Hauptmann Laves tödtlich verwundet und zu Boden geworfen. Er richtete sich mühsam auf, wischte sich mit dem Rockärmel die Erde aus den Augen und rief: „Weiter feuern!“ Dann sank er bewußtlos zurück.

7.

(Seite 132.) Der Vormarsch der hannoverschen Infanterie geschah in bester Ordnung und ohne Stocken. So schreibt bei-

spielsweise ein Officier über den Angriff der Brigade Bülow: „Es war ein erhebender Anblick, als die Bataillone der Brigade (4. und 5. Infanterieregiment, 2. Jägerbataillon) — drei Bataillone im ersten, zwei im zweiten Treffen, antraten und ruhigen und festen Trittes, ohne einen Schuß zu thun, den Abhang hinunter avancierten. Im ersten Treffen die mittleren Compagnien in Linie, die Flügelcompagnien in Colonne daneben; das zweite Treffen folgte in Colonnen auf die Mitte. — So mochten wir der Unstrut, die man übrigens der hohen Ufer wegen gar nicht sehen konnte, ziemlich nahe gekommen sein, da plötzlich — woher der Impuls dazu kam, weiß ich nicht, ein Commando wurde nicht gegeben — fällte die vordere Linie die Bajonette, ein donnerndes Hurrah aus 2000 hannoverschen Kehlen zerriß die Luft und in rasendem Laufe stürzten die braven Bataillone, über die ein Schauer von Kugeln hinwegpfiff, den Abhang hinunter, um endlich an den Feind heranzukommen."

8.

(Seite 133). Die Kallenberg'sche Mühle, in den Erzählungen alter hannoverscher Soldaten noch heutigen Tages oft genannt, liegt Merxleben gegenüber an der Einmündung des Salzabaches in die Unstrut. Sie bildete einen Hauptstützpunkt des preußischen Centrums und war von Truppenabtheilungen verschiedener Regimenter stark besetzt, welche mit ihren weittragenden Zündnadelgewehren ein verheerendes Feuer gegen die in und bei Merxleben aufgestellten Hannoveraner unterhielten. Erstürmt wurde die Mühle durch die 5. Compagnie des 2. Infanterie-Regiments und die 3. Compagnie des 3. Infanterie-Regiments. Ein großer Theil der Besatzung rettete sich durch die Flucht; gefangen wurden über 100 Mann und ein Offizier, welche meistens dem Rheinischen Infanterie-Regiment No. 25 angehörten; außerdem fanden sich 37 Verwundete und 14 Todte in der Mühle und den dazu gehörenden Räumlichkeiten.

9.

(Seite 134.) Lieutenant Willy von Marschalck von der Garde du Corps war mit seinem Zuge zum Fouragieren ausgeschickt und beim Beginn des Kampfes weit vom Schlachtfelde entfernt. Mit dem Rufe: „Vorwärts, seit Waterloo hat

die Garde du Corps nicht mehr gefochten!“ stürmte er den Seinen voran und dem Schlachtfelde zu; er traf in dem Augenblicke mit seinem Zuge bei der 2. Schwadron der Garde du Corps ein, als letztere sich zur Attacke in Bewegung setzte. v. Marschalck fiel bei dem Angriff; von sieben Kugeln durchbohrt, sank er ohne einen Laut vom Pferde; mit einem heitern kühnen Ausdruck im Gesicht lag er da, in der rechten Hand den Pallasch, in der linken den Zügel seines gleichfalls getödteten und neben ihm liegenden Pferdes. Letzteres war eine edle, hellbraune Stute, Siegerin in manchem Rennen.

Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Vögl

Von Lüneburg bis Langensalza Erinnerungen eines hannoverschen Infanteristen. Mit 2 Abbildungen darstellend die in der Schlacht bei Langensalza gefallmete Offiziere und Unteroffiziere

Bremen 1895